Die Mennonitische Rundschau

Lasset uns fleißig sein zu halten die Einigkeit im Geist.

41. Jahrg. Scottdale, Pa., 28. August, 1918. No. 35.



Auf Adlersflügeln.

Auf Adlersflügeln getragen
Uebers brausende Meer der Zeit;
Auf Adlersflügeln getragen
Bis hin in die Ewigkeit,
Ueber Berge, Täler und Gründe
Immer höher zur himmlischen Höh',
Die Flügel sind stark, die mich tragen,
Die Flügel, auf denen ich steh'.

Und unter denselbigen Flügeln
Wie wunderbar ruhe ich aus!
Da ist meine Zufluchtsstätte,
Mein festes und sicheres Haus.
Der Feind mag über mir kreisen
Und zielen und spähn, wie er will,
Die Flügel sind stark, die mich decken
Und unter den Flügeln ist's still.

Ja, unter den Flügeln geborgen
Und auf den Flügeln bewahrt, —
Das gibt ein seliges Ruhen,
Das gibt eine glückliche Fahrt,
Das gibt ein sicheres Wissen
Bei wechselnder Pilgrimschaft:
Denn unter den Flügeln ist Friede,
Und auf den Flügeln ist Kraft. H. v. R.

Gott lässet Gras wachsen für das Vieh und Saat zu Nutz des Menschen, daß das Brod des Menschen Herz stärke.

MENNONITISCHE
Rundschau

Published by the
Mennonite Publishing House
Scottdale, Pa.

Entered at Scottdale P. O. as second-class matter.

Published every Wednesday.

Subscription price $1.00 per year in advance.

All correspondence and business matter should be addressed:

C. B. Wiens, Editor.

MENNONITE PUBLISHING HOUSE
Scottdale, Pa.

28. August 1918.

Gieb mir einen neuen, gewissen Geist!

Verleih mir, Vater, deinen Geist,
Der gründlich mich erneuert,
Daß ich dein Kind und Erbe bin,
Weil du um meinetwillen
Den Eingebornen gabst dahin,
All meine Angst zu stillen,
Gelobt sei deine Vaterhand!
Ich will daran gedenken,
So lange mir das Herz noch schlägt,
So lang am Lebensborne
Der goldne Eimer sich bewegt.
O laß, erlöst vom Zorne,
Den Weg mich ziehn nach deinem Wort,
Zu deines Namens Ruhme!
Schütz und erhalt' mich fort und fort!
Send aus dem Heiligtume
Auf mich und auf mein Haus herab,
Auf meine Freund und Feinde,
Auf alle Brüder, die ich hab,
Auf deines Sohns Gemeinde,
Auf unser und jedwedes Land
Des Geistes mächtig Wehen,
Daß wir zusammen Hand in Hand
Zur ew'gen Heimat gehen. Appg. Sbl.

Nicht Weltgeist, sondern Gottesgeist.

„Wir haben nicht empfangen den Geist der Welt, sondern den Geist aus Gott, daß wir wissen können, was uns von Gott gegeben ist." 1. Kor. 2, 12.

Es ist wohl zu keiner Zeit soviel von Geist geredet worden wie heutzutage. Immer wieder wird in Reden und Schriften hervorgehoben, auf den Geist kommt alles an. Und es ist ja wahr: auf den Geist kommt alles an. Aber es fragt sich, was für ein Geist gemeint ist. Der Mann, gegen den sich vor hundert Jahren die geknechteten Völker erhoben, Napoleon der Erste, hatte unstreitig viel Geist, einen großen, gewaltigen Geist. War er nun etwa ein Geistesverwandter dessen, von dem gesagt ist: Siehe, das ist mein Knecht, den ich erhalte, mein Auserwählter, an welchem meine Seele Wohlgefallen hat. Ich habe ihm meinen Geist gegeben; er wird das Recht unter die Völker bringen. Er wird nicht schreien und lärmen und seine Stimme auf den Gassen nicht dröhnen lassen. Das verstoßene Rohr wird er nicht zerbrechen und den glimmenden Docht wird er nicht auslöschen (Jes. 42, 1—3). War's dieser Geist, der den berühmten Eroberer beseelte? Man weiß es: gar ein anderer! Auslöschen, Blutvergießen, Unrecht, Gewalttat und Zermalmung, das war sein Geist. Er konnte sich auch verstelle. er konnte freundlich, gütig, liebenswürdig sein. Daher hat er nicht nur Länder, sondern auch Herzen erobert, Herzen großer Männer. Aber sein eigen Herz hat er nicht erobert, sein eigen Herz nicht beherrscht, wenigstens nicht, solang er auf der Höhe seiner Macht stand. Als er gestürzt und verbannt auf dem Felseneiland St. Helena lebte, gab er dem göttlichen Worte Gehör, das er dort zu lesen bekam, und erkannte, wie der Geist, der im Evangelium zu ihm redete, der Geist dessen, der die Welt nicht mit Waffengewalt, sondern durch die Liebe erobert, so grundverschieden sei von dem Geist, der ihn auf seinen Eroberungszügen vorwärts getrieben hatte.

Ihn hatte der Geist der Welt getrieben. Bei ihm war das in einem großartigen Grad und Stil der Fall. Bei uns geht alles in viel kleinerem Maß her und zu. Aber es ist derselbe Geist, der unser natürliches Wesen und Treiben regiert; es ist der Geist der Welt: Daß wir stets darauf gerichtet sind, Eroberungen zu machen für das eigene Ich, Geld und Gut, Lust und Freude, Ruhm und Ehre an uns zu reißen soviel als möglich. ohne zu fragen: wie fährt unsere Seele dabei? und wie geht's dabei unserm Nächsten? Daß wir auf die Frage: Wo ist dein Bruder? so oft die Antwort geben: Weiß nicht! soll ich meines Bruders Hüter sein· daß wir dem, der in Verzweiflung zu uns kommt, den frostigen Bescheid geben: Da siehe du zu! was geht es uns an? daß über uns geklagt werden muß: sie suchen alle das Ihre, nicht das Christi Jesu ist, was ist das anders als der Weltgeist? Es ist ein Geist, dem manchmal beträchtliche Mittel, Gaben und Kräfte zu Gebote stehen, ein Geist, der sich in prächtige, manchmal sogar liebliche, ja christliche Formen zu kleiden versteht und bei aller Arglist und Selbstsucht sich den Schein der Wahrheit und der Menschenfreundlichkeit zu geben vermag, ein Geist, der vieles kann und vieles weiß, aber bei aller Wissenschaft im Grunde doch ein unwissender und bei allen Praktiken schließlich doch ein unpraktischer Geist ist. Fragt man einen vom Weltgeist getriebenen Menschen: wer bist du? wo kommst du her? wohin gehst du? welches ist dein und aller Menschen Ursprung, Wesen und Bestimmung? welches ist der tiefste Grund und höchste Zweck aller Dinge? er weiß es nicht; er kann weder sich noch andern eine bestimmte Auskunft geben. Der Weltgeist ist sein selbst nicht gewiß. Dieser Geist, der so oft über die Schwärmerei der Christen sich lustig macht oder zornig gebärdet, ist recht eigentlich ein Schwarmgeist, weil er dahinschwärmt, ohne das Allernötigste zu wissen, ohne zu wissen: was bin ich? woher stamme ich? was habe ich zu tun?

Wir aber, sagt Paulus, haben nicht empfangen den Geist der Welt, sondern den Geist aus Gott, daß wir wissen können, was uns von Gott gegeben ist. Wer sind denn die „wir", von denen Paulus redet? Es sind zunächst die Apostel, die als Urzeugen Christi und als Säulen der Gemeinde des Geistes Erstlingsschaft empfangen haben. Aber deswegen waren sie doch nicht die Alleinberechtigten und Alleinbeteiligten an der Geistesgabe. Das Empfangen des Geistes aus Gott ist nicht das Privilegium, das ausschließliche Recht der Apostel oder etwa noch einiger bevorzugter Kirchenväter, Professoren und Schriftsteller, sondern es sind dazu berufen und berechtigt alle wahrhaft Gläubigen; ein unscheinbares altes Mütterlein, ein einfacher Taglöhner, ein arm Knechtlein oder Dienstmägdlein oder was es auch sein mag, wer den Sinn ändert, zu Gott umkehrt, von Herzen an das Evangelium glaubt und mit ganzem Ernst den Namen des Herrn anruft, der bekommt dies schöne, königliche Anrecht; er wird teilhaftig der heiligen Geistesgabe. Wenn wir dem Herrn Christus die Ehre geben, ihm anhangen, ihm nachfolgen, wandeln wie er gewandelt hat, gesinnt sind, wie er gesinnt ist, dann dürfen wir bekennen: wir haben nicht empfangen den Geist der Welt, sondern den Geist aus Gott, daß wir wissen, was uns von Gott gegeben ist.

Denn Jesus Christus ist es, in welchem der Geist Gottes in seiner ganzen Fülle wohnt und lebt (Joh. 3, 34, 35; Kol. 2, 9; 2. Kor. 3, 17). Willst du erkennen, welches im Gegensatz zum Weltgeist der Geist Gottes ist, so tritt hin zu dem Herrn Jesus Christus, betrachte ihn und lerne von ihm! Da hörst du den Geist Gottes reden, da siehst du ihn handeln, da erkennst du sein Wesen. Da steht, was geistig und göttlich ist, verleiblicht und vermenschlicht vor deinem Angesicht, arm und niedrig an Gestalt, aber reich und herrlich an Gehalt, sanftmütig und von Herzen demütig, voll holdseliger Menschenfreundlichkeit, und dabei voll gewaltigem Ernst und Eifer in heilig hochherzigem Gottesmute, so ganz den Menschen sich hingebend und dabei unzertrennlich an Gott festhaltend in ewig treuer Sohnesliebe, mitten in irdischer Armut, Angst und Not, mitten im Menschengedränge und Arbeitslast, mitten im Seelenkampf und Todesschrecken. So siehst du den Gottesgeist in Jesu Christo geoffenbart, menschenfaßlich, in menschlicher Erscheinung, in menschlichem Leib und Leben, und durch des Leibes Leben, Leiden und Sterben hin-

durch ist er eingegangen in seine ewige unumschränkte Geistesherrlichkeit, um sich von da herabzugießen und hereinzugehen in die Herzen der Gläubigen und unsere vorher so düstern und dumpfen, so matten, nichtigen und flüchtigen Geister zu erfüllen mit dem wahrhaftigen Lebenslicht und der wahrhaftigen Lebenskraft.

Das ist's also, was not tut: Wir sollen Jesum Christum kennen lernen durch Hören, Lesen, Einüben und Ausüben seines Wortes, durch täglichen Verkehr und Umgang mit ihm. Lernen wir Jesum Christum kennen, so lernen wir den Geist Gottes kennen, und nicht allein lernen wir ihn kennen, sondern wir empfangen ihn, so daß der Geist Gottes, der in Jesu Christo ewig und vollkommen wohnt, auch in unsern Herzen eine Wohnung sich erkämpft und darin einheimisch wird nach dem Maß und Grad unserer Empfänglichkeit. Dann schwärmen wir nicht mehr, uns selbst ein Rätsel, unstet und flüchtig, planlos und ziellos in der Welt herum, sondern wir wissen, was uns von Gott gegeben ist. Wir wissen, daß uns die Sünden vergeben, das Heil geschenkt, das Himmelreich anvertraut ist, aus Gottes freier Gnade um Jesu Christi willen. Wir wissen, daß wir aus Gottes Schöpferwort und Lebensodem stammen, zu seinem Bilde erschaffen und daß wir nach tiefem, schwerem Sündenfall durch Christi Versöhnungs- und Erlösungswerk zum Bilde Gottes erneuert sind. Wir wissen, daß wir durch den Glauben an den Sohn Gottes das ewige Leben haben und berufen sind zur ewigen Herrlichkeit in der Gemeinschaft Gottes. Wir wissen, was wir zu tun haben, nämlich in Haus und Hof und Feld, in Werkstatt, Kaufladen, Schreibstube oder wo immer der liebe Gott uns hingestellt hat, unsern Beruf so zu vollbringen, daß dadurch der Name Gottes gepriesen, das Werk Gottes getan, das Heil der eignen Seele und der Bruderseele gefördert werde, daß wir und die Menschen, mit denen uns Gott zusammenbringt, hingeführt werden zu dem einen großen Ziel, zum vollendeten Gottesreich. Wenn wir den Geist des Sohnes Gottes haben, so wissen wir uns als Gottes Hausgenossen, sind eingeweiht in des Hauses Art und Werk und Einrichtung. Gott ist unser Hausvater, Christus unser erstgeborner Bruder. Wir sind bekannt und vertraut mit dem Willen Gottes in Christo Jesu. Der Sohn Gottes sagt uns: ihr seid hinfort nicht Knechte, sondern Freunde; denn was ich von meinem Vater gehört habe, das habe ich euch kundgetan, und der Geist Gottes gibt Zeugnis unserm Geiste, daß wir Gottes Kinder sind und versichert uns der mit der Kindschaft verbundenen Erbschaft und der Herrlichkeit, zu welcher die mit Christo Leidenden erhoben werden. Röm. 12, 2; 1. Joh. 2, 20—27; Ev. Joh. 15, 15; Röm. 8, 14—17. Das ist ein freier edler Stand; wohl dem, der ihn betend und glaubend gewinnt!

„So haben wir Frieden mit Gott.“

In der großen Christenverfolgung, die der römische Kaiser Markus Aurelius im Jahre 166 ins Werk setzte, erschien vor dem heidnischen Richter unter der großen Zahl der Angeklagten auch ein Christ im Philosophenmantel. Der Stadtpräfekt Rustikus fragte den ehrwürdigen Mann im Kleide des Gelehrten, in welcher Art von Gelehrsamkeit er bewandert sei. Dieser gab die bedeutsame Antwort: „Ich habe mich bemüht, alle Arten von Wissenschaften kennen zu lernen und bin in jeder Gelehrsamkeit bewandert. **Den Frieden aber habe ich allein im Christentum gefunden!**“

Es war **Justinus der Märtyrer**, der so sprach. Er war geboren zu Beginn des zweiten Jahrhunderts in der alten Samariterstadt Sichem oder Sichar nahe beim Jakobsbrunnen. Sein Vater aber war ein Grieche, der wahrscheinlich mit der von Kaiser Vespasian in jene Gegend verpflanzten römischen Kolonie ins Heilige Land gekommen ist. Der Eltern Sorge war, dem Sohn eine gute Bildung und eine sorgfältige Erziehung zuteil werden zu lassen. Justinus, eine tief angelegte Natur, zeigte schon als Jüngling ein ernstes Streben, die Wahrheit zu erforschen, ja zur höchsten Wahrheit, zur Erkenntnis der göttlichen Dinge aufzusteigen. Bei den berühmtesten heidnischen Lehrern seiner Zeit suchte er Antwort auf die vielen Fragen die seine Seele bewegten. Er ging von einer Philosophenschule zur andern, fand aber nicht, was er suchte, und was das Sehnen seines Geistes vollkommen befriedigt hätte. Zuletzt versuchte er es bei den Anhängern des weisen Plato und machte in der Schule eines einsichtsvollen Mannes auch solche Fortschritte, daß er glaubte, seinem Ziele nun nahe gekommen zu sein. Er hielt sich nun für einen wahren Weisen und hoffte, so weit in seiner Erkenntnis fortzuschreiten, daß er bald Gott selbst schauen könne. Das war nämlich das Ziel jener Philosophie. Voll freudiger Hoffnung zog er sich aus dem Gewühl der Welt zurück, um sich seinen ernsten Betrachtungen hinzugeben und seinen Geist vollkommen zu sammeln. Er wählte die Nähe des Meeres zu seinem Aufenthalte.

Hier ging er einmal am Meeresstrand sinnend und suchend auf und ab. Da bemerkte er einen Greis, dessen ganze Haltung und Gestalt ihm Ehrfurcht einflößte und aus dessen Augen doch wieder ein so milder Glanz leuchtete. Justin hielt an und betrachtete den Mann genau, ohne ihn anzusprechen. Da kam dieser selbst auf ihn zu, und es entspann sich zwischen beiden Männern ein Gespräch, das für das fernere Leben des Jünglings von entscheidender Bedeutung geworden ist. Durch die Unterredung mit dem Alten wurde der aufstrebende Geist in seiner stolzen Selbstgewißheit tief erschüttert; er mußte zugeben, daß die Weisheit auch der edelsten Philosophen das Bedürfnis des menschlichen Geistes keineswegs ganz befriedigen könne. Die schwersten Fragen des Herzens wisse diese Weltweisheit eben doch nicht zu beantworten; der Mensch komme auf diesem Wege nicht zur Gewißheit und finde die Ruhe seiner Seele nicht. Zum Schluß gab der Greis, ein ehrwürdiger Christ, dem Justin den Rat: „Vor allen Dingen bete, daß dir die Pforte des Lichtes aufgehen mögen; denn niemand kann die christlichen Wahrheiten verstehen ohne Erleuchtung durch Gottes und Christi Geist.“ Bei diesen Worten fühlte Justinus, wie er selbst sagt, ein neues, ein göttliches Feuer in seiner Seele sich entzünden; eine tiefe Liebe zu den Christen zog ihn zu diesen hin. Nun forschte er fleißig in den Schriften der Propheten und der Apostel und fand hier reichlich und überreichlich, was er so lange gesucht hatte. Ein tiefer Friede kam über seine Seele; denn er hatte im Glauben Den ergriffen, der allein gerecht machen und der Seele Ruhe schenken kann.

Justinus wurde der eifrigste Verteidiger des Christentums. Unermüdlich durchzog er die weiten Länder des römischen Reichs und hat als Evangelist wesentlich dazu beigetragen, das Reich Christi inmitten der heidnischen Welt aufzurichten. Ein großes Arbeitsfeld fand er in der Hauptstadt des Kaiserreiches, in Rom. Hier brachte er auch die meiste Zeit seines ferneren Lebens zu. Im Jahr 166 aber wurde er als Verbreiter des Christentums angeklagt und vor den Richter geführt. „Das ist unsere Sehnsucht,“ sagte er zu diesem, „für unsern Herrn und Meister zu leiden.“ Justinus wurde mit dem Schwert hingerichtet und starb im festen Glauben, zu seinem Herrn zu kommen. Die Kirche ehrte das Andenken des Justinus, indem sie ihm den Beinamen „der Märtyrer“ gab. Er war ausgezogen, um die Wahrheit zu suchen und den Frieden seiner Seele zu gewinnen; er hatte diesen Frieden nirgends gefunden als allein im Glauben an den Herrn Jesum Christum.

Aus der Seemannsmission.

Ein Hamburger Segelschiff legte im Hafen an, um Kohlen zu nehmen nach Hongkong. Fröhlich machte sich der Pfarrer auf den Weg; ein lieber, ernster Matrose — er hieß Martin— der, vor Jahresfrist von dem Worte Gottes tief angefaßt, ihm nahegetreten war, hatte ihm von Hamburg aus gemeldet, daß er auf diesem Schiffe sei; natürlich hoffte der Pfarrer, ihn in Gemeinschaft von Gesinnungsgenossen zu finden. Wie bitter wurde er enttäuscht! Die Einladung zum Gottesdienst wird vom Kapitän und Steuermann abgelehnt, und im Matrosenlogis gibt's einen Widerspruch, so laut und frech, wie er ihn kaum je erlebt hat. Nur sein junger Freund erscheint am Sonntagabend als der einzige und benützt den Heimweg nach dem Gottesdienste, um sein übervolles Herz auszuschütten: „Alle sind

ihm entgegen! Wie er auf See seine Bibel herausgeholt hat, um darin zu lesen, haben sie ihm darauf gespuckt; mit Hallo ist er aus der Kajüte hinausgeworfen worden. Will er einmal für sich lesen, so muß er auf dem Schiffe ein stilles Plätzchen suchen; aber auch dort lassen sie ihm keine Ruhe. Wüste Reden, Flüche, Spöttereien gemeinster Art muß er anhören. Der Steuermann geht den Leuten mit schlechtem Beispiel voran. Was soll ich tun? Am liebsten liefe ich fort und suchte mir ein anderes Schiff." Wie schwer war's da, einen Rat zu geben! Und doch gab es keinen andern Rat nach Gottes Wort als den: Desertion ist immer unrecht. Wohin Gott den Menschen gestellt hat, da bleibe er und halte aus! Und dazu den Trost der leisen Hoffnung: Vielleicht ist dies gerade Gottes Wille, daß durch den stillen Wandel **ohne Worte diesen Spöttern** Herz gewonnen werden soll.

Solange das Schiff im Hafen lag, wurde es nicht anders. Zum Gottesdienst ist keiner gekommen, trotz wiederholter freundlicher Einladung. Schweren Herzens ging mein Freund mit dieser Gesellschaft in See, wohl versehen mit einem Paket guter christlicher Schriften. Still tat er seine Pflicht, auch bei schlechtem Wetter. Auf die Spöttereien schwieg er still; aber er ließ sich nicht hindern, Sonntags und auch sonst in der Freiwache sich still mit seiner Bibel abseits zu setzen und zu lesen. Da, eines Sonntags, auf der Höhe von Kapstadt, wie er wieder seine Bibel aus seiner Kiste herausholte und sich anschickt, mit ihr nach vorn zu gehen, meint einer: „Du, heiliger Martin, (so hatten sie ihn genannt), brauchst nicht wegzugehen; du kannst auch hier lesen!" Und ein anderer meint: „Gib uns doch auch einmal von deinen heiligen Büchern; es tut einem doch gut, wenn man einmal zwischendurch auf vernünftige Gedanken kommt!" Nun wurden die Sonntage schön! Martin gab den Kameraden von seinen Schriften ab; er wagte es einmal, das Evangelium vorzulesen, und sie hörten ganz still zu; gelegentlich sprach sich auch der eine oder der andere mit ihm einmal aus. In Hongkong ist wieder deutscher Gottesdienst im Findelhause. Der Weg dorthin ist recht unbequem; aber Martin braucht niemals allein zu gehen. Der Kapitän wundert sich, was für ein Geist in seine Mannschaft gefahren ist; aber er läßt es geschehen; ja, vor der Abreise ladet er auf Martins Bitten den Pfarrer zu einem Schiffsgottesdienst ein, und da schließt sich keiner mehr aus, auch der Steuermann nicht. Und dann haben sie eine friedliche Heimreise gehabt, und dankbar bekennt von Hamburg aus der treue Mann, daß es doch das Rechte war, zu bleiben und auszuharren.

Ein Jahr ist vergangen, da legt wieder ein Hamburger Schiff an. Der Pfarrer kommt an Bord, ihm fällt der Steuermann auf; den muß er doch kennen? Der aber geht ihm aus dem Weg und macht sich allerhand zu schaffen. Erst auf die direkte Frage, ob er ihn nicht schon einmal hier gesehen habe, antwortete er etwas verlegen: „Ja, ich war auf dem Schiff, wo Ihr heiliger Martin drauf war." „Nun, was sagen Sie von diesem Manne?" „O, das war ein Christ, der glaubte, was er sagte." „Ja, aber Sie selbst, lieber Freund, möchten Sie nicht auch so ein Mann werden?" Sie würden doch glücklicher sein als bisher." „Das wohl—aber es ist sehr schwer!" war die Antwort. Er ist aber doch gekommen, Woche für Woche, das Wort Gottes zu hören. Mit Bibel und Predigtbuch ausgerüstet, hat er die Reise fortgesetzt. Auch an ihm ist zuletzt das Beispiel des gläubigen, jungen Freundes zum Segen geworden. „Gott soll die Starken zum Raube haben."—Das wird auch heute noch wahr!"

Huettertal.

Eingesandt von Elias Walter.

Schluß.

Am 23. Oktober desselben Jahres wurde ein Rat gehalten mit der ganzen Gemein, was hier zu tun sei. Die Aeltesten erklärten, daß sie lieber von Haus und Hof gehen wollten, ehe sie etwas wider ihren Glauben täten. Diesen stimmte die Gemein bei. Solches Resultat wurde durch zwei Brüder dem Verwalter eröffnet. Da dies fast ein guter Mensch war und unsere Gemein lieb hatte und nicht haben wollte, daß wir wegziehen sollten, besann er sich eines andern. Er ließ die Brüder abermal kommen und sprach: „Weil diese Kriegssteuer euer Glaube nicht erlaubt, so würdet ihr euch doch dazu verstehen, daß ihr an den Herrn Grafen etwas mehr Abgaben zahlet?" Die Brüder willigten ein. So wurde beschlossen, daß sie jährlig noch 150 Rubel zu den 104 Rubel und 95 Kop., welches ihren früheren Tribut ausmachte, zahlen sollten.

Da der Verwalter mit der Gemein einstimmig war, berichtete er es dem Grafen, welcher auch damit zufrieden war. Also war diese Not wieder überhoben, und die Gemein dankte dem Herrn dafür.

Im Jahr 1794, den 21. Juni, in der Nacht um 10 Uhr, brach in der Nähe des Brüderhofes Feuer aus im russischen Dorfe. Die Gemein kam in große Gefahr, weil der Wind gerade auf unsern Hof stand. Allein durch des Herrn Hilfe und der Brüder Anstrengung gelang es, daß wir ohne Schaden blieben.

Im Jahre 1796, den 18. Mai, kamen zu der Gemein aus Galizien der Lehrer Jacob Müller und der Jacob Bergthold nebst noch drei andern Familien. Diese waren von ihrer Gemein geschickt, um unsern Zustand zu erfahren. Wenn sie es gut fanden, wollten sie nachkommen. Die völlige Vereinigung ging nicht so leicht, es blieb anstehen. Es kamen noch mehr Familien nach, da diese aber erfuhren, daß sich die Lehrer noch nicht vereinigt hatten, wurden sie betrübt, indem sie sahen, daß sie zu schnell in dem Verkauf ihrer Wirtschaften gewesen waren.

Diese gedachten Familien sind einige Zeit bei der Gemein geblieben. Zur Vereinigung kam es nicht, weil sie [illegible] hie, bald da in der Gemein zu m[illegible] hatten. Da sich die Gemein nic[illegible] ihre Ordnung und Ansichten schi[illegible]ollte, sie überhaupt in vielen Stücken [illegible] einerlei Ansichten hatten, so sind sie alle wieder von der Gemein weggezogen.

Im Jahre 1796, im Monat Dezember, ist der Graf Romianzow gestorben. Die Gemein schickte drei Brüder hin, um die drei jungen Grafen, welche eilig aus Petersburg zum Begräbnis gekommen, um ihre Gunst zu bitten, damit die Gemein auch unter ihnen, wie unter ihrem Vater, möchte Ruhe und Frieden haben. Freundschaftlich wurden die drei Brüder von den drei jungen Grafen empfangen und entlassen mit der Versicherung, daß sie geneigt seien, huldreich für der Gemein Bestes zu sorgen nach ihren K[illegible]

Noch in diesem Jahr kam [illegible]esandter des Fürsten Karakic aus Petersburg mit dem Befehl, daß ihm alle Güter gezeigt werden sollten. Dieser gab vor, der junge Graf habe die Güter mit dem besagten Karakic vertauscht.

Die Brüder wendeten sich an diesen Gesandten und frugen, wie es denn mit ihnen stände. Sie erhielten zur Antwort, daß sie auch unter der Zahl der Bauern waren. Darauf zeigte man ihm unsern Kontrakt, daß wir freie Leute seien und ziehen könnten, wenn wir wollten. Der Gesandte gab zur Antwort, jetzt sei es noch Zeit, wir sollten machen, ehe der Kauf geschlossen sei.

Dieses bewog die Gemein, zwei Brüder nach Petersburg zum jungen Grafen zu schicken, um mit diesem den Kontrakt zu erneuern. Als dieser den Kontrakt seines Vaters las, wollte er darein nicht willigen, sondern sprach: „Ich kann nicht von meinen Bauern für euch Rekruten geben. Ihr könnt dieses von mir auch nicht verlangen, denn ihr seid selbst vernünftige Leute."

Die Brüder gaben zur Antwort: „Wir verlangen dieses auch nicht; wir sind aber doch freie Leute und können ziehen wenn wir wollen.

„Wie," sprach der Graf, „ihr [illegible] freie Leute? Seid ihr doch schon zum [illegible]eitenmal in die Revision eingeschrieb[illegible] und müßt Kopfgeld bezahlen."

Nun erst erfuhr man, wie die Gemein schon ohne ihr Wissen gebunden sei. Die Brüder waren also in der größten Verlegenheit wegen der Rekrutierung, denn nach des Grafen Aussage waren sie nicht frei von derselben. Es wurde dieserwegen eine Bittschrift an den Kaiser Paul überreicht, worin sich die Brüder auf die Mennoniten beriefen, die doch völlige Freiheit von der Rekrutierung haben, usw.

Das Resultat vom Kaiser lautet also: „Weil die Bittenden einem Gutsbesitzer zugehören, so mögen sie nicht gleiche Rechte und Freiheiten mit denen genießen, die auf Kronsland sitzen. Es kann ihnen ihre Bitte nicht gewährt sein, sollen aber auch künftig bleiben auf solchem Fuß wie

sie beim Grafen **Feldmarschall gewesen sein.**"

Die [illegible]che war also jetzt noch schlimmer wie v[illegible]r. Jetzt hatten sie erfahren, daß d[illegible]af für s[illegible] Rekruten und Kopfgeld, [illegible] den Bauern, erledigt hatte. Die B[illegible] kamen also mit solcher Nachricht zurück zu der Gemein, wodurch ein jeder in große Verlegenheit geriet. Es schien als wäre ihre und ihrer Nachkömmlinge Freiheit dahin. Dieser Umstand, wie leicht zu erachten, betrübte die ganze Gemein. Zu den 150 Rubeln jährlichen Tribut wurden vom jungen Grafen noch 150 Rubel verlangt. Die Gemein weigerte sich anfänglich, dieses zu geben, willigte dann aber ein bis die Sache entschieden sein werde. Man sprach auch mit andern Edelleuten hierüber, welche zweifelten, ob wir loskommen würden.

Im Jahre 1800, im April, kam der junge [illegible] Sergei Petrowitsch Romianzow s[illegible] seine Güter. Er entschuldigte [illegible] in einer an die Gemein erlassenen Schrift, daß sie nicht bei seiner Zeit in die Revision eingeschrieben worden, sondern schon bei Lebzeiten seines Vaters und verlangte, daß man zur Unterhaltung der Rekruten sollte Hilfe leisten. Die Gemein schrieb dem Grafen wieder eine Schrift, worin sie sagten, daß sie nicht könnten und auch nicht wollten, zur Unterhaltung der Rekruten etwas geben, es gehe wie es gehe. Sollten sie dies, so verlangten sie laut Kontrakt Punkt 9, entlassen zu sein, wo nicht, so wollten sie selber zum Kaiser reisen.

Zwei Brüder gingen mit der Schrift zum Grafen. Wie der Graf diese Schrift gelesen, sprach er ganz freundlich mit den Brüdern, bat, sie sollten Geduld haben, er wolle dies Jahr „ins" Deutschland reisen; sobald er zurückkomme, wolle er selbst beim Kaiser alles richtig machen, was ihr Gewissen beunruhige. Der Graf kam den Herbst zurück, die Gemein erhielt aber keine Nachricht, obgleich sie ihn an sein Versprechen schriftlich erinnerte.

Es wurde daher von der Gemein beschlossen, zwei Brüder nach Petersburg zu schicken. Dieses betraf den Johann Waldner und Jakob Walter, welche unter herzlichen Segenswünschen der Gemeine den 19. Februar abreiseten, und sie kamen den 9. März glücklich in Petersburg an, machten auch dem Grafen gleich ihr Vorhaben bekannt.

Nach drei Tagen, als am 12. März, ist die große Veränderung vorgegangen, daß der Kaiser Paul starb und sein Sohn Alexander auf den Tron kam. Der Graf suchte durch gute Worte die Brüder zu bewegen, sie sollten nur zurück reisen, bei dieser Veränderung würde es sich nicht schicken, daß sie zum Kaiser kämen. Er werde für sie alles tun, was der Gemein zum Besten gereichen würde.

Die Brüder trauten diesem Versprechen nicht, setzten selbst eine Bittschrift auf und reichten diese dem Kaiser ein. Auf diese Bittschrift kam die Entscheidung, daß man uns sollte Kronsland geben, und wir wurden unter das Ekatherinoslawische Kontor gestellt, also völlig freigesprochen.

Mit dieser Resolution kamen die Brüder bei der Gemein an, und wurden alle herzlich froh, daß sie nicht leibeigene Menschen würden. Man wies der Gemein nun die Ländereien bei Radischewa an zur Bebauung.

Der Graf erteilte an seine Amtleute einen strengen Befehl, daß man austreiben solle, in drei Monaten alles von seinem Gute weg zu schaffen.

Den 20. März fing man an, die hölzernen Häuser abzubrechen und nach Redischewa zu fahren, welches 15 Werst sind. Den 15. Juli sind die letzten Brüder und Schwestern von Wischinka weggereist. Man verließ in Wischinka drei gemauerte Häuser und einen schönen Obgarten, wofür man nichts erhalten hat. Indes war der Graf so gütig und ließ uns nach der bestimmten Zeit das Winterkorn schneiden und wegfahren.

Auf solche Weise, wie hier kurz gemeldet, ist die Gemein nach Wischinka gekommen und wieder vom Grafen los geworden. Die Zeit, die die Gemein in Wischinka gewesen ist, sind 32 Jahre, weniger 36 Tage. Gestorben sind in dieser Zeit, Alt und Jung, 172 Seelen.

Die Gemein siedelte also in der Nähe des Dorfes Raditschewa am Fluße Djeßna an. Hier wurden wieder fünf große, starke, gemauerte Häuser gebaut. Es befanden sich auch zwei starke, gewölbte Keller unter den Häusern. Der Bruderhof bildete ein Quadrat von 70 Faden im Geviert (ein Faden gleich sieben Fuß), hatte ein großes Tor beim Eingange, welches zur Nacht sorgfältig verschlossen wurde. Auch wurde des Nachts regelmäßig Wache gehalten.

In den besagten Häusern waren die Werkstuben für jede Profession besonders usw. Auf dem Boden war für jede Familie ein kleines Stübchen zum Schlafen gemacht, welches Oertl' genannt wurde. In diesem Stübchen war kein Ofen, nur eine Bettstelle, ein Tisch, zwei Stühle. Wenn die Frau ein kleines Kind hatte, und es hier zu kalt war, ging sie in die „Kinds-Mutter-Stube" schlafen mit ihrem Kinde. Jeder Bruder mußte ein Handwerk lernen, wer zum Handwerk fähig war. Es mußte aber jährlich einer vom Handwerk abgehen und ein Jahr Stallknecht sein.

Zum Bau in Raditschewa hatte die Gemein nicht ihr eigen Vermögen, sondern erhielt von der Krone 4000 Rubel Banko Vorschuß. Dieses Geld mußte in 10 Jahren wieder abgezahlt werden. Zwölf Brüder unterschrieben sich auf der Handschrift. Als die Handschrift zurück kam, waren die zwölf Brüder beinahe alle tot.

So ging's mit der Gemein hier noch ziemlich, aber zu der Blüte wie in Wischinka kam sie nicht mehr.

Endlich starben die Alten ab und es kam ein ander Geschlecht auf, die nicht wandelten in den Fußstapfen der Alten, noch ihren sauren Schweiß zu schätzen wußten. Diese dürsteten nach Freiheit; jeder wollte seinen eigenen Willen haben, welches in der Gemeinschaft doch nicht angeht.

Die Ordnung in der Gemeine war so: Ueber jede Profession war ein Meister, der aufsehen mußte und die Sache führen. Die verfertigten Waren verkaufte er und das Geld brachte er zum Hauswirt. Sollte wieder etwas gekauft werden zum Handwerk, so holte er sich wieder Geld vom Haushalter. Hierzu waren nun treue, aufrichtige Leute erforderlich. Diese Ordnung löste sich in Raditschewa auf, indem jeder Meister wollte selbst Herr sein; verkauften die Waren, kauften für sich selbst das Fehlende zu seinem Handwerk ein und brachten später nicht Geld, sondern nur Rechnungen. Solches gab Veranlaß zur großen Untreue usw. Mancher ließ sich's dann wohl bei solcher Gelegenheit an Essen und Trinken nicht mangeln, verpflegte sich besser wie die andern Brüder, welches einen großen Anstoß und Betrübnis bei den andern Brüdern verursachte.

Die Wunde wurde nicht geheilt, daher der Krebs des Entzweiens immer weiter fraß. Hader, Neid, Unzufriedenheit usw. wuchsen mit starken Schritten und verdrängten allen Frieden und Zusammenhang. Was noch die völlige Auflösung der Gemein war und wirkte, war, daß sich die Prediger nicht einig blieben. Johann Waldner und Jacob Walter entzweiten sich, daß Jakob Walter der erste war, der mit seinem Bruder und seinem Sohn von der Gemein weg zog. Er baute sich in der Entfernung von einer Werst in einem schönen Tale ein Haus und lebte da allein. Zu ihm schlugen sich bald mehr, so daß ungefähr die Hälfte der Gemein es mit dem Waldner und die andere Hälfte es mit dem Walter hielt.

Jetzt ging ein völliger Prozeß zwischen beiden Parteien; jede Partei verteidigte sich so gut sie konnte. Die weltliche Obrigkeit, nämlich das Kontor zu Ekaterinoslaw, wollte den Handel schlichten. Es wurde also völlig wahr: Wenn ein Reich mit sich selbst uneins wird, wie will es bestehen?

Die Hälfte reisete am Ende September 1818 von Raditschewa ab nach der Chortitzer Kolonie. Im Jahr 1819 geschah es, daß der Bruderhof abbrannte. Nun stand die Gemein bloß, ohne Obdach und Habe. So hat die Gemeinschaft ein völliges Ende genommen. Noch heute spricht man nicht selten mit einem ihrer Alten, der sich mit Wehmut erinnert an jene Zeiten, wo die Gemein im Segen stand, klagt und trauert, daß dieses schöne Werk so ganz und gar erloschen ist.

Im Jahre 1820 kamen die von Chortitz zurück und alles Uebergebliebene wurde unter 50 Familien geteilt.

Endlich sahen viele, daß die Gemeine auf solche Art und in solchen Verhältnissen ganz zu Grunde gehe. Ihr Land war nicht ein zusammenhängendes Ganzes, sondern lag verteilt in 43 Stücken in einem Umkreis von 20 Werst. Die Gemeine reichte Bittschrift ein an die Ob-

rigkeit und bat um Erlaubnis, von hier weg zu ziehen.

Dieses verzog sich bis zum Jahr 1842, wo die Entscheidung kam. Im Jahre 1842 geschah es, daß die ganze Gemeinde nach der Molotschna zog.

Die ganze Gemeine konnte nicht auf einmal ziehen, weil der Transport zu groß gewesen wäre. Die Gemeinde reiste also in fünf Partien, von denen die ältern Brüder die Anführer waren. Von der Obrigkeit erhielt jede Partie ein Begleitschreiben.

Diese Steppe hatte vor und bei unserer Ankunft der Vorsitzer Johann Kornis in Pacht, welcher sie dann wieder an andere Völker zum beweiden verpachtete. Häuser waren nicht vorhanden. Da die Gemeine arm war, erhielt sie von der Krone 15,000 Rubel Vorschuß zum Bau ihrer Häuser. Dieses Geld wurde in den Jahren 1845 und 1846 wieder zurückgezahlt.

Seit der Zeit, daß diese Kolonie angelegt worden, sind 29 Jahre vergangen, und schon wichtige Veränderungen sind vorgegangen.

Das Klima hatte auf die Bewohner gleich so wohltätig von Anfang an gewirkt, daß weder besondere Krankheitsfälle noch Sterbefälle vorgekommen sind.

(Eingesandt von Elias Walter, Frankfort, S. Dakota.

Die Oklahoma Bibel- und Fortbildungsschule.

Schulanfang.

Am 2. September soll das zweite Schuljahr dieser neuen Schule beginnen. Das erste Jahr war ein schöner Erfolg, und die Aussichten für das kommende Schuljahr sind noch weit besser. Wir haben ein Kosthaus in Aussicht, welches in einigen Monaten fertig sein dürfte. Die Mittel dazu stehen in Aussicht. Und während der ersten Schulmonate, wo es noch warm ist, finden die Schüler in der Nachbarschaft Unterkunft. Das Kosthaus wird auch den nötigen Raum haben der uns im Schulhause fehlt, zum Studieren usw.

Wir haben mit großer Genugtuung gemerkt, daß die Jugend in den Gemeinden aufgewacht ist zu der Einsicht, daß der Kursus in unserer Schule ein sehr passender ist. Und in fast allen Gemeinden macht sich eine Anzahl Schüler bereit, hierher zu kommen.

Daß jetzt alles in Englisch sein muß in Oklahoma, ist nach mancher Seite hin, in dieser Zeit, sehr zu unsern Gunsten, besonders für die Jugend, die sich jetzt überall in englischer Sprache besprechen soll. Besonders sollen unsere Jünglinge in den Lagern sich in der englischen Bibelsprache zurecht finden.

Wir senden unsere Schulblättchen in alle Gemeinden. Dieselben geben reichlichen Aufschluß über alles. Wer kein Blättchen erhalten, der bitte darum, und er wird eins bekommen.

Nochmals alle, für die diese Schule besonders gebaut und eingerichtet ist, herzlich einladend, zeichnet sich

Das Schulkomitee.

P. S. Die Vorbereitungsschule bei Meno schließt sich dieser Einladung an. Dieselbe beginnt am 20. September.

Vereinigte Staaten

Missouri.

Clinton, Mo., den 10. August. Vor etlichen Wochen wurden wir nach Geschwister Haffner gerufen, um noch zum letzten Mal in ihrem Hause eine Gebets- und Abschiedsversammlung abzuhalten. Es waren auch fast alle Geschwister gekommen, und wir hatten eine segensreiche Versammlung. Es wurden ihnen viel Glückwünsche mitgegeben. Sein Wirkungskreis wird fernerhin im Staate Washington sein.

Prof. F. R. Isaak, seine Frau und Johann Köhler machten eine Reise per Auto nach Kansas City, und haben dabei sich viel gefallen lassen müssen. Haben müssen im Staube knien und dabei tüchtig schwitzen; die Reifen verursachen doch viel Trubbel. Aber es soll eben schnell gefahren werden, und dann gibt es doch lange schwitzende Gesichter, wenn es so viel Aufenthalt gibt.

Für die Schule hatten sie schon etwa 150 Tonnen oder mehr Kohlen gekauft. Im Juni wurden die schon hingefahren und in einen großen Haufen aufgehäuft, aber unter Dach, und mit der Zeit fingen sie an zu heiß zu werden, zu rauchen und wollten anfangen zu brennen. Da haben die Brüder Hinger, Köhler und Weinmut aber schaufeln müssen. Und wenn sie meinten, jetzt ist alle Gefahr vorüber, dann miteinmal fing's auf einer andern Stelle an zu rauchen, und es mußte wieder geschaufelt werden. Und wirklich, ich habe es gesehen: die Kohlen hatten sich entzündet und fingen tief unten an zu glimmen. Jetzt liegen sie auf mehreren breiten Haufen. So viel Mühe und Arbeit!

Sam Nuß von Hitchcock, Oklahoma, ist schon seit drei Wochen hier. Er hat sich auch schon eine 40 Acre Farm gekauft und was sonst zum Farmen gehört. Die Brüder Wasemüller und Schwarz waren nach dem Norden gefahren und wollten sich recht viel Geld verdienen; aber nun sind sie wieder daheim. Das Glück ist ihnen nicht so günstig gewesen als sie dachten. Sie haben $50.00 verreist und nur $18.00 übrig behalten.

Prediger Böttcher hat die Gemeinden im Osten besucht und ist jetzt daheim. Er hat uns heute eine sehr ernste Predigt gehalten. Geschwister Führers von Okeene, Oklahoma, sind hier angekommen. Wenn sie ein passendes Haus bekommen, das ihnen gefällt, dann wollen sie es kaufen. Sie sind wohl mehrenteils hergekommen, um ihre Kinder hier zur Schule zu schicken.

Br. Johann Neufeld ist von seiner Kolporteurarbeit auch schon daheim. Es hat ihm ziemlich gut gegangen und er hat auch guten Erfolg gehabt. Geschwister Reinmuts ihre zwei Söhne Harry und Oskar sind auch ganz munter und froh heimgekommen und können von gutem Erfolg erzählen.

Wir haben unsere 40 Acre Farm hier zu $6180.00 verkauft, das Heu für etwa $120. und das Cornfutter für die Summe von $50.00. Vorgestern hatten wir mit unserm Vieh, Pferden, Wirtschafts- und Haussachen Versteigerung (Ausruf) und übermorgen geht's ab nach Hitchcock, Oklahoma.

Bitte, meine Rundschau fernerhin nach Hitchcock, Oklahoma, zu senden, denn das wird fernerhin meine Adresse sein, — und auch die neue Adresse in der Rundschau anzugeben. (Wir werden es gern besorgen. Editor.)

Jacob Thomas.

Oregon.

Dallas, Oregon, den 29. Juli. Gott zum Gruß und Jesum Christum zum Trost! Liebe Geschwister, Freunde und Bekannte! Es mahnt mich, mal wieder ein Lebenszeichen von uns zu geben. Mein letzter Bericht war ein Reisebericht von Wheeler, Wash., nach Dallas, Oregon, auf welcher Reise mein lieber Gatte mich bis Portland geleitete als ein unsichtbarer Passagier für mich. Vieles hat sich in den sechs Jahren zugetragen, Erfreuliches und auch Betrübendes. Besonders viele Mutterherzen sind in den letzten vier Jahren gebrochen. Ein manches „Ach!" und „Warum, warum!" ist gerufen worden auch von mir; das liebende Mutterherz will sich nicht trösten lassen. Wenn ich nicht einen so guten Peter hätte, der mich dann mal sorecht an sein liebendes Herz drückt und so recht ernst ins Auge schaut und sagt: „J na, Mamki!" dann wäre ich längst verzagt. Dann muß auch ich ihm ins Auge schauen und aller Kummer weicht, wenigstens für eine kurze Zeit. Das menschliche Herz ist ein wunderliches Ding; wer kann es ergründen? Anfangs Dezember vorigen Jahres wurde auch unser Sohn Heinrich eingezogen, und er ist jetzt schon acht Monate in Camp Lewis, Wash. Er dient in Baty. D. 346 f. A. Weil ihm gleich beim Eintritt in das Camp und bei Vorzeigung seiner Papiere der Non Combatant Dienst verweigert wurde, so hat er auch weiterhin nicht darum angehalten. Er wurde aus der Diepot Brig. in die Alt. versetzt. Er ist viel krank gewesen an Masern, Mumps, Scharlach, und seine „Tonsils" sind operiert worden.

Weil wir unsere Farm bei Wheeler, Wash., allein nicht bearbeiten konnten, der Sohn bei Onkel Sam war, und andere Hilfe nicht unter $100 per Monat zu haben war, da entschlossen wir uns, durch Auktion unser Land zu verkaufen. Es ging zwar alles sehr billig, doch wir wurden

alles los. Bargeld gab es nicht viel, doch so viel, daß wir den Washington Staub von unsern Füßen schütteln konnten, um dem schönen, westlichen Oregon zuzueilen. Wir haben in Washington fünfzehn Jahre gewohnt und schwere Zeiten durchlebt. Die ersten sechs Jahre haben wir das Wasser zehn Meilen weit gefahren, oft auch noch weiter, d.h. für's Haus, zehn Pferde und eine Kuh. Oft kam es vor, daß mein lieber Mann ohne Wasser heim kam und den nächsten Tag wieder fahren mußte. Da wollte doch einigemal die Geduld alle werden, besonders, wenn noch so ein echter „Washingtoner Elektrischer" ums Haus blies und man keine zehn Schritte vor sich sehen konnte. Wenn wir Weiber glaubten, das ganze Haus schön rein zu haben, da kommt der Sturm und bläst vulkanische Asche durch alle Fugen. Dann mußte man wieder zum Besen und Staublappen greifen. Mein lieber Mann und die Jungens machten sich dann schon draußen zu schaffen und kamen nicht eher ins Haus als bis sie gerufen wurden. Man mußte dann nur gute Miene zum bösen Spiel machen bis es wieder so kam, und das dauerte einigemale nicht sehr lange. Doch dem lieben Gott sei Dank, wir haben bei Wheeler 15 Jahre gewohnt, und er hat uns durchgeholfen auch in Zeiten und Tagen, die uns ganz und gar nicht gefielen. Doch die dunkelsten Stunden für uns waren letzten November, als unser Sohn Heinrich sich zum Militär stellen mußte. Besonders für mich war es kaum zu ertragen, unerfaßlich, daß ich sollte ein Kind unter meinem Herzen getragen, geboren und auferzogen haben für den Krieg. Schrecklicher Gedanke! Mein Herz drohte zu brechen. Da wurden wir uns einig, die Farm und alles loszuschlagen und dahin zu gehen, wo eine christliche, mennonitische Gemeinde ist, wo wir uns sonntäglich mit Kindern Gottes versammeln könnten und uns erbauen im Herrn. Der Herr hat Gnade zur Reise gegeben und für uns ein Plätzchen nahe bei Dallas bereit gehabt. Wir durften da am 1. Mai d. J. einziehen und sind auch schon reichlich vom Herrn gesegnet worden sonntags in der Sonntagschule, in der Gebetstunde, in der Predigt und im persönlichen Verkehr mit Brüdern und Schwestern in Christo Jesu. An Besuch fehlt es nicht, und ich freue mich jedesmal wenn Besuch kommt und besonders solcher, mit dem ich von unserm lieben Heiland sprechen und der ein so betrübtes Herz wie meins trösten kann. Wir haben hier in Oregon schon mehr Besuch gehabt und Besuche gemacht wie in den 15 Jahren, die wir in Washington wohnten.

Obzwar hier in Oregon auch nicht alles Gold ist, was glänzt und die schönsten Rosen die schärfsten Stacheln zu haben scheinen, so ist Oregon doch schön, und ich sage, wenn ich auch nicht sehr gut amerikanisch sprechen kann: „Sure it is fine," besonders in den Monaten, die wir jetzt hier sind: April, Mai, Juni und Juli. Ich denke, Oregon kann wohl kaum von irgend einer andern Gegend übertroffen werden. Bäume und Sträucher sind schön grün und die Obstbäume sind mit Obst beladen, daß sich die Aeste bis auf die Erde neigen. So voll sind auch einige von unsern Apfelbäumen. Die Pflaumenernte wird auch diesen Sommer eine sehr große sein. Der Preis für Pflaumen, wie ihn Onkel Sam festgesetzt hat, wird 8 bis 10 Cent das Pfund sein, je nachdem sie wiegen.

Wie ich gehört habe, werden im August verschiedene Organisationen ihre Convention in Portland, Oregon abhalten, und wie die Zeitung sagt, hat Direktor McAdoo die Eisenbahn-Fahrpreise auf 1 Cent die Meile festgesetzt. Wer also her kommen will und uns hier besuchen, hat billige Fahrt. Mein lieber Mann hat schon zwei Wochen Kirschen gepflückt, für andere und auch für uns. Ich habe schon hundert Quart eingekocht, auch einige „eingepickelt", wie auch Wassermelonenschalen. Loganbeeren habe ich 12 Quart und Stachelbeeren 24 Quart. Was noch alles eingekant werden mag, kann ich noch nicht sagen. Dann habe ich noch zwei Mehlsäcke voll Kirschen getrocknet. Mein Alterchen schleppte mir so viel Kirschen zu und meinte, mir sollte die Zeit nicht lang werden und die Arbeit würde meine Gedanken von Camp Lewis abwenden, wo unser Sohn Heinrich bis vor zwei Wochen gehalten, aber am 1. Juni nach Camp Mitten, N. Y. transportiert wurde. Also nahebei, um eingeschifft zu weredn. Ach wie brennt es in der Brust, wenn ich denken muß: Er schwimmt jetzt wohl auf dem Meer—der Hölle zu, wie einer unserer früheren Präsidenten den Krieg genannt hat. „O du dumme Welt, wie „biesterst" du im „Düstri", der Welt einen Frieden und Freiheit bringen zu wollen durch Krieg! Die letzten vierzig Jahre hat sie beständig „Friede, Friede!" geschrien, dabei ihre Mordwaffen aber täglich schärfer und größer gemacht. Ja, das ist der Welt Friede, das ist, womit sie ihre Ehre retten und erhalten will: aber die Christen, wo sind sie—die da ein Salz der Erde sein sollen? Ist das Salz auch dumm geworden? Habt Salz bei euch, und habt Frieden untereinander, Mark. 9, 50. Ich weiß es gewiß, daß wenn der richtige, wahrhaftige Friede auch nur in unserer Gemeinschaft, die sich die „Wehrlosen", die „Stillen im Lande" nennt und sein will, wohnte, wir nicht so viele Abteilungen haben würden, die Krieg gegen einander führen. Ich will nur kurz auf einen Punkt aufmerksam machen: Warum so viele Kirchenblätter auch noch unter denen, welche eine Sprache sprechen, einen Glauben, eine Taufe haben, nur durch die Form verschieden? Nun ich werde gerade und offen sein und sagen, was ich meine: Schellenberger und Wiebs. Die Mennonitische Rundschau sollte als ein allgemeines mennontisches Blatt gelesen und unterstützt werden und uns Berichte bringen von „über Land und Meer", Freunden und Bekannten, auch Politisches, das für uns gut und nützlich ist usw. Dann der „Christliche Bundesbote", der „Mennonite" in englischer Sprache und der Zionsbote" sollten als Kirchenblätter genug sein für unsere Gemeinschaften. Mir wurde gesagt, daß die Schellenberger Br. den Wahr. Freund nur durch ihre Subskription am Leben hielten. Ich denke, sie würden besser tun, den Z. Boten besser zu unterstützen durch schriftliche und finanzielle Beiträge, auf daß der Editor nicht immer und immer so schwerfällig am Erinnerungswagen ziehen muß. Es hat mich schon oft über ihn gejammert.

(Es scheint, daß nicht alle mit solcher Ordnung einverstanden sind, daher die vielen Blätter. Solange die Meinungen so verschieden sind wie jetzt, müssen wir uns mit den bestehenden Verhältnissen abfinden. Sollte es sich mit dem „Wahrheitsfreund" so verhalten, dann hoffen wir, daß er die Unterstützung verdient. Wir andern müssen uns da eben bessern. Editor.)

Nun wird es wohl Zeit sein, daß ich mit meinem Schreiben abbreche; ich bitte aber dieses in Liebe an und auf zu nehmen, es kommt zwar aus einem einfältigen, aber treuen und wohlmeinenden Herzen. Noch die herzlichsten Grüße an alle Freunde, Bekannte und auch an allen unbekannte Freunde bei Hooker County, die vor sechs Jahren mal an mich schrieben.

Oregon ist „aufreight"; es kommen noch immer mehr her. So sind jetzt drei Familien von Chinook, Montana, hierher auf der Reise.

Kath. und P. Siemens.

Ruhe für die Seele.

Mühselig und beladen
Mit Sünden, Schuld und Schaden,
Verflucht dein Arbeitsfeld,
Voll Not dein Erdenwallen,
Dem ew'gen Tod verfallen —
Das ist dein Los, o Menschenwelt.

Doch sieh, mit offnen Armen
Dein Heiland voll Erbarmen,
Dein Helfer naht sich dir,
Will dich der Not entrücken,
Beseligen, erquicken,
Dir Segen spenden für und für.

Willst du ihn denn nicht haben
Mit seinen Friedensgaben,
Mit seinem sanften Joch,
Mit seinem Wort, so milde?
In seinem Kreuzesbilde
Erkenn' die ew'ge Liebe doch!

Noch ist die Zeit der Gnaden,
Wir alle sind geladen
Zu seiner sel'gen Ruh.
Doch weh dem, der hienieden
Verachtet Jesu Frieden!
Der schließt sich selbst den Himmel zu.

O, laßt uns ohn' Verweilen
Zu unserm Heiland eilen,
Ihm Ohr und Herz zu wei'hn,
Daß aller Trug zerrine,
Daß er Gestalt gewinne
In uns und uns erfüll' allein.

Editorielles.

— Selig sind die Friedfertigen; denn sie werden Gottes Kinder heißen, sagte Jesus in seiner Bergpredigt.

— Daß es schwer ist Frieden zu halten, wenn diejenigen, mit denen man zu tun hat, durchaus streiten wollen, ist bekannt; aber die Friedfertigen streiten auch dann nicht, obgleich sie die andern nicht am Schelten und Streitsuchen hindern können.

— Wer sich in solcher Umgebung befindet, wo man ihn mit Gewalt in Streit verwickeln will, oder wo man auch gegen seine besten Absichten mißtrauisch ist und ihn durchaus verkennen will, der muß besonders vorsichtig sein sowohl in Worten als auch Handlungen. Und nur ein unentwegt auf Gott gerichteter Blick wird den Fuß bewahren, daß er nicht strauchelt.

— Im Friedensbote lesen wir: Dr. Charles E. Jefferson hat sich über Zungensünden mitbezug auf die gegenwärtige Zeit wie folgt ausgesprochen: „Lasset uns vorsichtig sein und nicht mit der Zunge sündigen, denn wir leben in einer aufgeregten Zeit, und es ist leicht, Dinge zu sagen, die besser ungesagt blieben. Wir müssen jetzt viel Geduld mit unseren Nebenmenschen haben. Tausend verdrießliche und verwickelte Fragen treten jetzt zur Diskussion auf, und es ist nicht möglich, daß wir alle dieselben Gedanken haben sollten. Das einzig Vernünftige ist, daß wir unser eigenes Denken tun und andern dasselbe Recht einräumen, ohne unbarmherzig über sie herzufallen, weil sie nicht unsere Meinung teilen. Derjenige ist glücklich zu nennen, der diese Kriegszeit überlebt, ohne unnötigerweise seine Bekannten und Freunde durch Schläge seiner ungezähmten Zunge verwundet zu haben. Nach dem Kriege wird es so wie so genug Trümmer geben, ohne daß wir sie durch eine ruinierte Freundschaft vermehren. Lasset uns unser möglichstes tun, ein herzliches Einvernehmen mit unsern Mitchristen, selbst wenn ihre Meinungen weit von den unsern entfernt sind, aufrecht zu halten und uns bestreben, nichts zu reden, dessen wir uns, wenn die Welt wieder ruhig geworden ist, zu schämen brauchen. Die Welt wird sowieso von vielen Dämonen zerrissen, und es gereicht nicht zu unserm Vorteil, das Fieb r und die Zerrüttung durch unsere ungeduldige Gemütsstimmung und böse Zunge zu vermehren."

Wenn davon die Rede ist, daß doch alle Kinder Gottes auf der ganzen Welt möchten nach einer Regel einher gehen, dann haben wir uns oft gewundert, wer von uns denn derjenige sei, der bereit wäre, seine Ueberzeugung fahren zu lassen, um mit denen zu stimmen, die da glauben, ihrer Ueberzeugung unabänderlich treu bleiben zu müssen.

— So schmal der Weg auch ist, der zum ewigen Leben führt, so scheint es doch, als hätten die Menschen, welche auf demselben gehen, gelernt, die einen nur auf der einen, die andern auf der andern Seite desselben zu gehen. Gerade die Mitte einhalten wäre besser und bequemer, doch die dem Fleische innewohnende Halsstarrigkeit will es nicht zulassen, solange sie nicht völlig überwunden ist.

— Daß die Gläubigen in viele Trübsal kommen, geschieht nicht deshalb, weil ihr Widersacher es will, sondern, weil es zu ihrer Vervollkommnung notwendig ist. Wir lesen in Gottes Wort davon, daß die Heiligen geläutert und gereinigt werden. Und dieser Reinigungsprozeß bringt wie der beim Silber Schlacken an die Oberfläche, die man bei ihnen kaum erwartet hätte zu sehen. Daß ihr Zustand solches notwendig macht, ist zu bedauern, aber daß es geschieht, gereicht zu ihrem Heil.

— Wenn es nach unsern Wünschen ginge, dann wäre es mit unserer Läuterung schlecht bestellt, wir würden vorziehen, die Sache sehr leicht und oberflächlich abzumachen. Doch Gott hat es in die Hand genommen, und er weiß, was nötig ist, und was uns erspart werden kann. Wenn wir ihn als unsern Vater anrufen, so sollen wir auch vertrauen zu ihm habn und sicher glauben, daß er uns nicht über Vermögen auflegen wird. Wir sollen dankbar sein, daß er nicht um jedes Ach und Weh willen die Läuterung einstellt; denn alle, die seine Kinder sind, wollen auch von allem befreit werden, was sie ihm unähnlich macht; aber die Schwachheit des Fleisches macht es ihnen schwer, auszuharren.

— „Kein Beruf verlangt neben technischer Fertigkeit so viel Wissen wie die Landwirtschaft," hieß es in einer Ausgabe des „Hausfreund und Deutsch-Amerikanischer Farmer." Meistens denken die Leute, welche nicht selbst Farmer sind, zum Farmen gehöre nicht viel Weisheit, das könne jeder ganz gut besorgen ohne besondere Kenntnisse und Erfahrung. Darum werden auch viele, denen der betreffende Artikel zu Gesicht kommt und die keine Farmer sind, die Köpfe schütteln und meinen, der Editor weiß entweder nicht, wovon er spricht, oder er sagt da eine Schmeichelei, wer weiß zu welchem Zweck. Jedoch haben manche, die zur Abwechslung ihren Beruf aufgaben und die Farmerei versuchten, erfahren, daß die Sache nicht ganz so einfach ist, wie es demjenigen erscheint, der nebenan steht und zusieht. Wenn Gott es nicht so eingerichtet hätte, daß der Boden bei Bearbeitung auch von ungeübter Hand unter normalen Verhältnissen annehmbare Ernten bringt, dann würden noch mehr dieselbe Erfahrung und noch in stärkerem Grade machen.

— Laß dich's nicht wundern, daß ich dir gesagt habe: Ihr müsset von neuem geboren werden, sagte der Herr zu Nikodemus, aber noch heute wundern sich viele, daß von der Notwendigkeit einer neuen Geburt gesprochen wird. Der Vorgang selbst wird zwar immer ein Wunder und Geheimnis bleiben, aber deshalb bleibt es doch fest, daß ohne dieselbe Niemand das Reich Gottes sehen kann. Wenn nun etliche das Reich Gottes sehen können, so müssen sie dieses Werk an sich erfahren haben, und haben sie es erfahren, so können andere es auch erfahren; die Möglichkeit derselben ist erwiesen. Gott würde auch keine Bedingung stellen, die nicht erfüllt werden könnte. Sie ist aber Gottes Werk und kann von Menschen nicht zuwege gebracht werden; wenn aber der Mensch das erfüllt, was seine Aufgabe ist, so wird Gott es von seiner Seite nicht fehlen lassen. „Also hat Gott die Welt geliebt, daß er seinen eingebornen Sohn gab, auf daß alle, die an ihn glauben, nicht verloren werden, sondern das ewige Leben haben."

— „Das Gebet des Gerechten vermag viel, wenn es ernstlich ist," — aber das Wort Gottes lehrt uns auch, daß wir arbeiten müssen. Wir dürfen weder das Eine noch das Andre vernachlässigen. Die Vernachlässigung des Einen oder des Andern kann zu irdischem und geistlichem Ruin führen.

Karl Mez ging einst mit einem Freund an dem ehemaligen Karthäuserkloster vorüber und fragte seinen Gefährten: „Wissen Sie wohl, warum dieses Kloster zerfallen ist?" Der Angeredete führte allerlei Gründe an, die jedoch nicht befriedigten. „Ich will es Ihnen kurz sagen," erwiderte Mez, „der Grund ist der: in den Klöstern wurde schließlich nur noch gebetet, aber nicht mehr gearbeitet, darum sind sie zerfallen. Den Fabriken wird es nicht besser gehen, wenn man darin nur arbeitet, aber nicht betet!" Bete, als hülfe kein Arbeiten, und arbeite, als hülfe kein Beten!

— Im „Weekly Press Bulletin" des Department of Agriculture wird von zwei Arten von Mädchen erzählt. Es heißt da: „Ich war eines Tages auf einer Farm, wo die zwei Töchter des Farmers seine Farmarbeiter waren und den Roggen unter einem heißen Schuppen weiterschafften, während die Mädchen in dem nahen Städtchen auf ihren Verandas saßen und Häkelarbeit machten oder Novellen lasen. Die Mutter der Farmermädchen erzählte mir, daß als ihre Mädchen im Herbst mit den Stadtmädchen zusammen anfingen zur Hochschule zu gehen, diese mit Geringschätzung auf ihre Mädchen geschaut hatten, wegen der gebräunten Hälse und Gesicht. Ihre älte-

fte Tochter hatte, weil sie auch so schön zu sein wünschte wie die Stadtmädchen zu sein sich einbilden, die Heimat auf dem Lande verlassen und Arbeit in einer Offize angenommen." Die Schreiberin fordert dann die Leser auf, selber zu urteilen, welche von den Mädchen die meiste Achtung verdienen, jene, welche mithelfen, die Völker zu versorgen, oder jene, welche nur selbstsüchtiger Ergötzlichkeit nachgehen. Jeder weiß genau, welchen von den erwähnten Mädchen die meiste Achtung gebührt, und dennoch gibt es viele, die bei jeder Gelegenheit so handeln, als ob sie entgegengesetzter Meinung wären.

Aus Mennonitischen Kreisen.

Peter C. Schmidt, Greensburg, Kansas, schreibt: „Beiliegend sende ich den Betrag zur Erneuerung meines Abonnements für die Rundschau. Ich freue mich immer wenn die Rundschau kommt und hoffe, sie wird noch deutsch bleiben." (Wir haben die Zahlung erhalten und sagen herzlich Dank. Editor.)

Inman, Kansas, den 15. August. Werter Editor! Wir wollen morgen wieder heim fahren nach Dallas, Oregon, darum bitte ich, unsere Rundschau wieder nach Dallas zu schicken. Wir sind hier jetzt viereinhalb Monat in Kansas und Oklahoma gewesen. Es hat uns sehr gut gegangen. Die segensreiche Zeit, die wir gehabt haben, wird uns lange in Erinnerung bleiben. Mit bestem Gruß und in Liebe zeichnet P. D. Ediger.

Satanta, Kansas, den 12. August. Werte Leser! Ich wünsche euch allen das beste Wohlergehen. Uns geht es zwar jetzt nicht auf's beste, aber wir müssen uns doch wohl damit trösten: „Auf den Nebel folgt die Sonne." Gesund sind wir nach alter Art, dem Herrn sei Dank. Wir wollen morgen anfangen zu dreschen; nicht bei uns, sondern nur in unserer Company, denn wir müssen uns mit „Stacker" selbst helfen, also tauschen wir uns aus. Die Arbeiter sind knapp, aber es wird so ja gehen. Hier ist es wieder sehr trocken, aber dennoch steht das „Gelisterte" ziemlich gut; aber Regen wird sehr gewünscht. Es waren gestern Geschwister von Garden City hier auf Besuch. Es freute uns, die lieben Freunde zu sehen. Auch machten hier diesen Morgen einige Personen einen kleinen Besuch. Alle waren von Meade. Allen sei ein nachträglicher Dank. Gruß an alle Freunde, die sich meiner in Liebe erinnern. Eure in Liebe, C. K. und Tina Siemens.

Mountain Lake, Minnesota, den 12. August. Da es öfters regnet, findet man mehr Zeit und Mut zum Schreiben. In der vorigen Woche erhielten wir einen starken Regen und in der vorigen Nacht auch. Das regnerische Wetter hat beim Dreschen sehr gehindert; es ist noch nicht viel aus Schocks gedroschen worden, das soll noch kommen. Der Hafer-Ertrag ist ziemlich gut, es wird bei 50 Buschel vom Acre geben. Weizen ist noch nicht so viel gedroschen um festzustellen zu können, was der Durchschnittsertrag sein wird. Der Mais sieht prachtvoll aus, und wenn er vor Schaden bewahrt wird, kann es eine reiche Maisernte geben. Im Vorsommer war es hier nicht zu naß, der Regen kam gewöhnlich zu passender Zeit.

In letzter Zeit sind mehrere Familien von dem Bergstaat Montana hierher gekommen, um in der Ernte behilflich zu sein. Gestern kam Diet. Heppner mit Pferden und Maschinerie und wird Minnesota wieder seine Heimat nennen. Auch P. P. Thießens von Montana sind nach Minnesota zurückgesiedelt. H. G. Wall.

Mission.

Chicago, Illinois. Liebe Geschwister im Herrn! „Einer trage des andern Last so werdet ihr das Gesetz Christi erfüllen." Ein einfacher Weg, den Willen Jesu zu tun, nicht wahr? Und doch, wie ungeschickt sind wir noch dazu. Wenn jemand eine Last trägt, suchen wir erst auszufinden, ob sie schwer oder leicht ist, selbst verschuldet oder ob andere Schuld haben daran. Wir kritisieren darüber und über ihn und — und mancher sinkt seufzend zusammen, ehe wir bereit sind, Hand ans Werk zu legen; machens wohl auch noch wie der Pharisäer und Levit. Was ist wohl die Ursache davon, wir wollen doch unserm Meister dienen? Ist's nicht in unserer Zeit die Folge der Rastlosigkeit? Wir sind so sehr in Eile. Ich hatte kürzlich Gelegenheit, den Superintendenten der Missionen von Illinois, Rev. Brand, zu hören. Es war bei der Graduirung in der Moody-Schule, worunter auch die Brüder J. Dick, Minn., und P. Ratzlaff, Neb., waren. Er sagte ungefähr folgendes:

„Wir waren so gewohnt zu sagen: „Ich bin bereit zu gehen, wohin du mich sendest, Herr!" und mancher Arbeiter ist von einem Platz zum andern gegangen, weil er glaubte, die Tür sei offen. Er selber mußte von einer Zeit im Leben, wo er gesagt hatte: Ich bin willig, nach dem Heidenlande zu gehen; aber das ist heute nicht die Frage, sondern das, ob wir willig sind zu sagen: Ich will bleiben, wo du mich zu bleiben haben willst.— Wenn Dinge nicht so gehen, wie wir wünschen und wir dann auf und davon gehen, dazu gehört nicht viel Mut. Aber zu bleiben und zu arbeiten trotz Mißverständnissen, Hindernissen und Versuchungen, Verleumdungen und Prüfungen, das braucht viel Gnade. Und die Arbeiter, die von 10 bis 20 Jahre auf einem Platz gearbeitet haben, sind die erfolgreichsten." Sein Text war 1. Cor. 16, 13, letzter Teil.

Wirhaben im Sommer, jetzt da es so warm ist, unsere Sonntagschule am Vormittage. Am 3. August hatten wir unser Sonntagschulfest im Jackson Park. Die Fahrt in einer speziellen Car, das Lunch im Park auf dem Grase und den Ice Cream im Liberty Bldg. (fr. Deutsches Haus) zu genießen, war für die Meisten etwas Neues, und alle waren sehr froh. Am Sonntag Abende war der Herr uns segnend nahe. Und am Mittwoch Abend haben wir oft Themata mit Bibellesen; am Freitag Abend Straßenversammlung, wo sehr viele kommen und hören und uns einladen, wieder zu kommen.

Betet auch ferner für uns und das Werk des Herrn überall zur Bekehrung der Seelen und zum Preise unsers Heilandes.

Ich durfte im Julimonat auch eine Woche auf dem Lande sein und vier Tage mit dem Binder Hafer schneiden. Es war eine schöne Abwechslung. Wir haben jetzt eine warme Zeit, sind auch alle mäßig wohl und dürfen der Arbeit nachgehen, an welcher es in der Großstadt auch nicht fehlt. Wir haben besondere Ursache dankbar zu sein für die Gesundheit, während es so viele Kranke und so viel Elend gibt. Dem Herrn sei Dank, für alle Güte, auch dafür, daß er so viel Frucht wachsen läßt, daß wir in den Städten auch davon bekommen.

Euch allen Gottes Segen wünschend, Eure Geschwister,

A. F. Wiens und Familie.

Cäsar Malan.

Im Sommer 1840 machte Cäsar Malan, damals ein kräftiger Mann in der Mitte der Fünfziger, einen Ausflug in den Berner Jura; er war von seinem ältesten Sohn begleitet sowie von einem jungen Engländer, der damals bei ihm in Pension war. Am frühen Morgen war die kleine Gesellschaft in Biel aufgebrochen; dann hatte man die Suze-Schlucht besucht und war jetzt am frühen Abend in das große Bergdorf Sonceboz gelangt. Im ersten Wirtshaus des Ortes machten die Wanderer Halt. Malan ließ keine Gelegenheit außer acht, wenn es galt, von seinem himmlischen Herrn Zeugnis abzulegen; er war der Meinung, daß der Christ stets die Pflicht habe, als ein Bote des Evangeliums aufzutreten. Kaum hatte er daher in der Wirtsstube seinen Tornister abgelegt, als er schon der ältlichen Wirtsfrau bemerkte, daß er noch vor dem Abendessen einen kurzen Hausgottesdienst abhalten werde, zu welchem sie samt ihren Dienstboten freundlich eingeladen sei. Die Wirtin schien es indes sehr eilig zu haben und war eben daran, die lärmenden Gäste eines Stammtisches zu bedienen. Daher wurde sie dem Genfer Pfarrer gegenüber recht unwirsch und bemerkte mit schafer Stimme, in einem Gasthof wie dem ihrigen habe man dergleichen Zeug nicht nötig. Jetzt wußte Malan, wo er daran war: er verzichtete darauf, in einem Hause zu übernachten, wo keine Gottesfurcht wohnte; daher gab er das Zeichen zum Aufbruch.

Man setzte sich wieder in Marsch und lenkte seine Schritte nach dem Dorfe Tavannes. Unterwegs erreichten die Ausflügler in einem stattlichen Tannenwald eine Anzahl Fuhrleute, die einen mit Tannen-Balken hochbeladenen Wagen begleiteten. Malan schickte seinen Sohn voraus, um an die Männer ein paar Traktate zu verteilen. Die rauhen Burschen zeigten sich dafür sehr empfänglich und dankbar. Während ihre Pferde langsam bergan schritten, begannen die Leute in den Druckschriften zu lesen, und als sie damit zu Ende waren, baten sie den langsam ihnen folgenden Malan auf freundliche Art, ihnen einiges zu erklären, das sie nicht hatten verstehen können. Gerne war Malan dazu bereit und lud die Fuhrleute überdies ein, des Abends im Wirtshaus von Tavannes dem Gottesdienste beizuwohnen. Die Burschen nahmen dankbar an und erschienen auch pünktlich im Wirtssaal.

In der Dämmerung des darauffolgenden Morgens trat Malan mit seinen Begleitern den Weitermarsch an. Nach zweistündigem Wandern wurde ein Wirtshaus erreicht, woselbst das Frühstück eingenommen werden sollte. Während der Kaffee gekocht wurde, merkte Malan, daß die junge Frau, die den Tisch deckte, sich des öftern heimlich die Augen abwischte.

„Sie scheinen traurig zu sein," sagte er liebevoll.

„Ach, mein Herr," sagte die Wirtin, „vor ein paar Tagen haben sie meinen guten Mann begraben; das geht mir nahe, glauben Sie mir's."

Malan forderte die Wirtin auf, sich neben ihn auf die Bank zu setzen. Dann sagte er:

„Ich will Ihnen, meine Liebe, ein paar Wörtlein aus der reichen Quelle des Trostes schöpfen, wie sie uns das Evangelium für solch schwere Prüfungen darbietet."

Die junge Witwe unterbrach ihn einen Augenblick und bat um die Erlaubnis, eine besonders teure Freundin namens Jeanette herbeiholen zu dürfen.

„Auch sie sagt mir oft in meinem Leid ein gutes Wort und wird heute glücklich sein, den fremden Herrn reden zu hören," fügte sie bei.

Nach ein paar Minuten erschien sie wieder, von der Tochter eines alten Bauern begleitet, dessen altes Haus zur Seite des Gasthofes stand. Nun folgte ein kurzes, ernstes Gespräch. Jeanette richtete an den Gast die Bitte, er möchte sie zu ihrem greisen Vater begleiten, der schon seit langer Zeit krank darniederliege. Fröhlich erklärte sich Malan dazu bereit und folgte dem Mädchen. Man führte ihn und seine Begleiter im Nachbarhaus in einen mächtigen, holzgetäfelten Raum; hart am Fenster stand ein reinliches Bett, in welchem ein ehrwürdiger Greis mit weißen Haaren lag.

„Vater," sagte Jeanette, „ich bringe Dir einen Diener des Evangeliums."

„Gelobt sei Gott," sprach der Kranke.

Malan setzte sich auf einen Schemel neben das Bett und merkte bald, daß der alte Mann ein treuer, aufrichtiger Christ war.

„Seit wann haben Sie den Herrn Jesus als Ihren Heiland angenommen?" fragte er nach einem kurzen Gespräch.

„Das geschah auf diesem Krankenbett, an das ich seit Jahren gefesselt bin; da ist mir ein Buch in die Hand gekommen, das ein Herr Malan aus Genf geschrieben hat. . . . Ach, wäre ich nicht so krank und gebrechlich, so würde ich einmal nach Genf fahren, um diesen Herrn zu besuchen. — Sie wissen nicht, mein Herr, wie oft ich Gott schon darum gebeten habe, mich noch vor meinem Heimgang diesen Herrn Malan sehen zu lassen. Ich hatte während einiger Zeit die stille Hoffnung, daß der Herr meine Bitte erhören möge. Er hat's aber wohl anders beschlossen, so daß ich glaube, hienieden auf meinen Herzenswunsch verzichten zu müssen."

Malan hatte schweigend zugehört und während des Gesprächs seiner Gewohnheit nach seine Fingerspitzen betrachtet, dann erhob er den Kopf und sagte:

„Wie heißt denn das Buch, von dem Sie reden?"

„Da ist's," sagte der Greis; „ich hab's immer in nächster Nähe liegen."

Er zog unter seinem Kopfkissen ein stark benütztes Exemplar der ersten Ausgabe von Malans „Hymnes" hervor und reichte es dem Fremden hin.

„Singen Sie auch bisweilen von diesen Liedern?" fragte Malan, indem er in dem Buche blätterte.

„Aber gewiß! Jeanette kann viele davon singen; sie singt mir sie oft, und ich habe immer von neuem Freude, sie zu hören."

Dann fügte er bei, als ob er mit sich selbst rede:

„O, wenn ich den Herrn kennen würde, der diese schönen Lieder gedichtet und in Musik gesetzt hat! Das muß ein lieber, warmer Christ sein!"

„Hören Sie, alter Vater", sagte Malan, „diese beiden jungen Leute da und ich kommen aus Genf."

„Sie kommen aus Genf!" rief der Greis freudig überrascht. „Dann haben Sie den Herrn Malan vielleicht einmal gesehen?"

„Gewiß! Oft schon habe ich ihn gesehen. Wir kennen ihn sogar sehr gut, und wenn er hier wäre, so würde er Ihnen sagen, daß er nur ein ganz schwaches, unvollkommenes Werkzeug in der Hand des Herrn sei. Was Sie durch seine Vermittlung empfangen durften, kommt übrigens nicht von ihm, der gleich Ihnen nur ein armer Sünder ist; es fließt aus der ewigen Gnade unsers hochgelobten Herrn und aus seiner Fülle."

Noch sprach man ein paar Worte zusammen, dann betete Malan, und Jeanette sang eines der Lieder, das dem Alten und ihr besonders lieb war. Tiefbewegt schickte sich darauf Malan an, mit seinen Gefährten das Haus zu verlassen. Schon stand er auf der Schwelle, da fühlte er, daß er nicht von dem alten Mann scheiden dürfe, ohne ihm mitgeteilt zu haben, wie merkwürdig der Herr auf sein Gebet geantwortet habe. Er trat nochmals ans Bett und sagte mit leiser, bebender Stimme:

„Mein Vater, der Herr selber, bei dem Sie bald sein werden, hat Ihre Bitten erhört. — Ich bin Malan aus Genf, Ihr Bruder im Glauben an unseren Heiland."

Der Greis richtete seine Augen, die voll Tränen standen, fest auf seinen Gast, als wolle er ihn wenigstens mit einem warmen, langen Blicke umarmen; dann erhob er seine mageren Arme und sprach:

„Segnen Sie mich, segnen Sie mich, ehe denn ich sterbe! Wie lange schon habe ich den Herrn angefleht, Sie in mein Haus zu senden. Und jetzt sind Sie gekommen; Sie müssen mich segnen, nachdem ich die große Freude erlebt habe, Sie sehen zu dürfen!"

Malan kniete nieder und sprach tiefbewegt:

„Eher wäre es an Ihnen, mich zu segnen, denn Sie könnten mein Vater sein. Aber der Segen kommt nicht von uns, sondern allein vom Herrn. Wir wollen ihn darum bitten, uns beide gemeinsam zu segnen."

Es stieg jetzt ein Gebet empor, feurig, voll von Glauben und von heiliger Freude; dann küßte der Pfarrer den alten Mann als ob er sein Bruder wäre, den er sich freue, einst droben im Vaterhause anzutreffen.

Nochmals erflehte er über ihn jenen Frieden des Herrn, den die Welt nicht zu geben vermag. Dann schied er mit feuchten Augen, aber fröhlichen Herzens.

Eine schwere Aufgabe.

Ein Herr hörte einst einen Arbeiter in Gegenwart vieler anderer Arbeiter ganz fürchterlich fluchen. Der Herr sagte ihm, daß es eine feige Sache sei, in Gegenwart anderer so zu fluchen, daß er gewiß fürchten würde, so zu schwören, wenn er allein sei. Der Mann sagte zu ihm: „Ich fürchte mich nicht zu fluchen zu irgendeiner Zeit und an irgendwelchen Ort."

„Ich gebe dir zehn Dollars," sagte der Herr, „wenn du heute nacht um 12 Uhr auf den Kirchhof gehen und dort diese Flüche aussprechen willst, wenn du allein bist mit deinem Gott."

„Das ist gut," sagte der Mann, „da kann ich leicht zehn Dollars verdienen."

„Gut," sagte der Herr, „komm morgen, wenn du so getan hast, zu mir und hole das Geld."

Der Tag verging, die Mitternacht kam heran. Der Mann ging nach dem Kirchhof. Es war stockfinster. Kein Laut war zu hören. Alles war still wie der Tod. Jenes Herrn Worte: „Allein mit deinem Gott" kamen mächtig über sein Gewissen. Wie ein Blitzstrahl kam ihm der Gedanke an seine große Vermessenheit und warum er hierherkam. Er fing an zu zittern und wagte keinen Schritt

weiter. Er fiel auf seine Knie, und statt zu fluchen, wozu er gekommen war, schrie er ernstlich zu Gott: „Gott sei mir Sünder gnädig!"

Den nächsten Tag ging er zu dem Herrn und dankte ihm für das, was er getan hatte an ihm, und sagte ihm, daß er sich entschlossen habe, nie wieder im Leben zu fluchen.

Lieber bei der alten Bibel bleiben.

(Aus dem „Lutheraner.")

Die Evangelien in hochmodernem Deutsch. Schon oft hat man behauptet, es sei dringendes Bedürfnis, daß Luthers Bibelübersetzung revidiert, verbessert oder doch mehr modern gemacht werde. Man sagt, die Sprache der Lutherbibel sei veraltet, sei unserm Geschlecht unverständlich und unsympathisch, ja schier eine fremde Sprache. Daher komme es, daß die Bibel nicht mehr gelesen werde. Man solle der jetzigen Generation eine neue, genaue Uebersetzung geben in einem Deutsch, das dem gegenwärtigen Geschlecht verständlich und genehm sei. Und so hat man sich denn darangemacht, durch neue Uebersetzungen die Bibel dem modernen Menschen näher zu bringen. Der „Apologete" meldet einen neuen derartigen Versuch von einem „literarischen Kiefer, der alten Wein in neue Schläuche faßt und auf den unglücklichen Einfall gekommen ist, die Evangelien modern zu bearbeiten, einem gewissen M. de Jonge." Das „Deutsche Verlagshaus Vita", Berlin-Charlottenburg, gibt in einem Begleitzettel dem neuen Werk diese Empfehlung mit auf den Weg: „Die Evangelien uns durch eine neue, dem modernen Sprachgebrauch angepaßte Uebersetzung und wissenschaftlich exakte Bearbeitung sozusagen menschlich wieder näher zu bringen, ist der Zweck dieser modernen Stilisierung. Die bisherigen Uebersetzungen, vor allem die Luthersche und die sich an sie anlehnenden, mit ihren oft antiquierten Wort- und Satzgebilden und ihrer pathetisch und fremdartig wirkenden Sprache, haben vielen unserer Zeitgenossen die Bibel in gar zu weite Entfernung gerückt. Nun hat sich der auf diesem Gebiete sehr bekannte Verfasser der überaus dankenswerten Aufgabe unterzogen, zunächst die vier Evangelien in eine Form zu bringen, die auch dem modernen Menschen die Lektüre und den Genuß dieses Buches der Bücher ermöglicht, ohne sich erst innerlich umzuschalten, ohne erst innere Hemmungen gegen eine nie mehr natürlich wirkende Sprache überwinden zu müssen. De Jonge hat mit dieser Evangelienarbeit auch im ethischen Sinne eine eminent wichtige Arbeit geleistet, die gerade in einer Zeit, die breite Volksschichten dem Interesse der Religion zu entfremden sucht, gar nicht dankbar genug begrüßt werden kann."

Der „Apologete" gibt aus dem so angepriesenen Werk dann einige lehrhafte Stichproben. Hier sind sie: „Als Jesus aber die Volksmassen sah (Matth. 5), stieg er den Berg hinan, und nachdem er sich niedergelassen hatte, traten seine Schüler ihm zur Seite; und er öffnete seinen Mund und hielt ihnen die folgende Lehrrede: „Glücklich die Gottsucher; denn sie sind Könige im Reiche des Geistes. Glücklich die Melancholischen; denn sie werden Seelenruhe finden" usw. Die Stelle Matth. 5, 20 wird übersetzt: „Denn ich sage euch, daß ihr nicht in den Himmel kommen könnt, wenn euer Gerechtigkeitssinn nicht viel stärker entwickelt ist als der der Zunfttheologen und Zeloten." Das Wort Racha heißt neudeutsch Hohlkopf, der Widersacher wird zum Prozeßgegner, und die Zöllner erhalten den Namen Steuerspekulanten. Die Matth. 8, 5—10 erzählte Gesichte erhält folgende Fassung: „Als Jesus nach Kapernaum kam, suchte ihn ein Offizier auf, um ihm eine Bitte vorzutragen, und sprach: „,Mein Junge liegt bei mir zu Hause gelähmt und leidet schwer.' Darauf Jesus zu ihm: ‚Ich werde hinkommen und ihn gesund machen.' Der Offizier aber widersprach mit folgenden Worten: ‚Herr, ich bin nicht würdig, daß du persönlich unter mein Dach eingehest. Es genügt auch ein einzig Wort von dir, und mein Junge wird gesund! Denn auch ich, ein einfacher Mann, zwar an Subordination nach oben, aber auch bei den mir untergebenen Soldaten gewöhnt, brauche nur diesem zu kommandieren: „Wegtreten!" so tritt er weg; und jenem „Vortreten!" so tritt er vor; und meinem Burschen: „Tue das!" so tut er's'" Den Eingang zum zehnten Kapitel des Matthäus schildert Jonge mit den Worten: „Dann veranstaltete er einen Unterrichtskursus für die Zwölf, indem er sie in der Heilung von Geisteskrankheiten, inneren Krankheiten und körperlichen Fehlern ausbildete." Die Mahnung Jesu an seine Jünger, daß sie klug wie die Schlagen und ohne Falsch wie die Tauben sein sollten, heißt: „Darum seid zugleich diplomatisch (wie die Schlangen) und naiv (wie die Tauben)"; auch sind sie nicht mehr „besser denn viele Sperlinge," sondern „wohl mehr wert als ein ganzer Spatzenschwarm." Matth. 11, 19 ist folgendermaßen wiedergegeben: „Seht da! Was ist der Mensch für ein Fresser und Weinsäufer, der Kumpan von Steuerspekulanten und Unfrommen." Und jenes unvergleichlich schöne Heilandswort, das Tausenden und aber Tausenden zum Quell dauernder Erquickung und unsagbaren Trostes geworden ist: „Kommet her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken," überträgt Jonge hochmodern: „Herbei zu mir, ihr alle, die ihr an Melancholie und an Weltschmerz leidet! Bei mir soll das aufhören! Vertraut euch meiner Zügelführung (!) und meiner Lehre an (ich bin milde und im Grunde meines Herzens demütig, und meine Zügelführung ist leicht und die Arbeit, die ich auflege, gering)—dann werdet ihr Seelenruhe finden!" Der Kranke am Teiche Bethesda, zu dem Jesus sagte: „Erhebe dich, nimm deinen Klappstuhl" (wir zitieren) „und gehe umher," war ein Nervenkranker; nervenkrank war übrigens nach de Jonge auch Lazarus. So konnte denn auch Jesus zu der betrübten Schwester sagen: „Diese Nervenkrankheit ist nicht tödlich, sondern dient nur zum Ruhme Gottes." — Nach diesen Proben können wir uns ein Urteil über diese neue Uebersetzung bilden. Es überkommt einen dabei ein ähnliches Gefühl, wie wenn man eine Predigtsammlung von Billy Sunday vor sich hat. Dadurch wird die Andacht und der Respekt vor Gottes Wort nicht gemehrt, sondern gehindert. Wir ziehen es vor, bei unserer alten, gerade wie sie ist, uns liebgewordenen Lutherbibel zu bleiben. Die versteht auch der Deutsche des 20. Jahrhunderts noch sehr gut. Einzelne veraltete, nicht mehr gebräuchliche Wörter können ja erklärt werden.

E. P.

Hören und Tun.

„Wer diese meine Rede hört und tut sie, den vergleiche ich mit einem klugen Manne, der sein Haus auf einen Felsen baute. Wer aber diese meine Rede hört, und tut sie nicht, der ist einem törichten Manne gleich, der sein Haus auf den Sand baute." Das sagt Jesus am Schluß der Bergpredigt. „Seid Täter des Wortes und nicht Hörer allein, womit ihr euch selbst betrüget," so hat Jakobus die Lehre jenes Gleichnisses zusammengefaßt. Es hat einer gesagt: wie viel leichter andächtig schwärmen, als gut handeln sei. Zuhören und sich erwärmen, sich begeistern lassen, ist ein gutes Ding. Aber wenn die Begeisterung nicht zum Handeln führt, ist sie nutzlos wie ein schnell vergehendes Strohfeuer. Was nicht zur Tat wird, ist wertlos. Das Hören muß in uns nicht nur matte, schwächliche verfliegende Wünsche hervorrufen, sondern muß den rechten Willen wecken, der zur Tat treibt und sich in der Tat offenbart, der die Gesinnung schafft und den Charakter formt. Die Predigt vom Segen der Tat ist Jesu Predigt. Keine Besinnung auf Bibelworte, keine Erinnerung an vergangene Zeiten tief erregten Gefühls genügt. Du mußt den Weg zur Tat betreten. Da ist irgend eine Aufgabe, die du aufnehmen mußt, sei es ein Stück deines Berufs, sei es ein stiller Kampf gegen irgend eine sündige Leidenschaft, sei es eine Aufgabe freiwilliger Nächstenliebe. Erfülle deine erkannte Pflicht und Aufgabe, und du wirst finden, wie du in deiner Tat selig bist, wie in Kampf und Arbeit dein Glaube gestärkt wird und wächst.

Wer wird siegen?

Matth. 5, 5.

In genanntem Verse haben wir ein Rätselwort für die Welt und ihre Kinder. Sind es denn nicht gerade die Gewaltigen, welche das Erdreich besitzen? Ist es nicht

die Ländergier, welche die Kriege in den hinter uns liegenden Jahrtausenden heraufbeschworen hat? Fallen nicht gerade denen Macht, Genuß, Ehre, Reichtum, alle Erdengüter und Weltschätze zu, die sie mit Gewalt an sich zu reißen und mit List, Lug und Trug zu erraffen wissen? Und sind es andererseits nicht gerade die Sanftmütigen, die immer zurückgedrängt und überall zu kurz kommen und stets im Hintergrund zu stehen haben, weil sie nicht keck genug sind, ihr Recht zu behaupten, und weil sie zu bescheiden und nicht so klug sind, sich vorzudrängen, um ihre rechtmäßigen Ansprüche geltend zu machen? Und doch spricht der Prediger dort auf dem Berge: „Selig sind die Sanftmütigen, denn sie werden das Erdreich besitzen." Und er, der es spricht, ist er nicht das leuchtendste Beispiel für die Wahrheit seines Wortes? Der sanftmütige und von Herzen demütige Jesus, der nicht wieder schalt, da er gescholten ward, — der arme Menschensohn, der nicht hatte, da er sein Haupt hinlegte, hat er nicht ungezählte und unzählbare Herzen gewonnen, Starke überwunden, Länder erobert, Nationen besiegt, Widerspenstige entwaffnet, miteinander Hadernde versöhnt? Und durch welche Waffen ist ihm das gelungen? Durch keine andere als durch Waffen der Gerechtigkeit zur Rechten und zur Linken, durch die stille Kraft der Wahrheit. Und wird es nicht immer sein und wahr bleiben im großen wie im kleinen, daß Geduld und Treue die Welt erobern, daß die Liebe die einzige Großmacht in der Welt ist, und daß die Sanftmütigen das Erdreich besitzen? Mit Menschengewalt kann man Erdteile unterjochen, aber nimmer dauernd an sich ketten. Nur durch Milde und Güte, nur durch Geduld und Liebe kann man Völker für sich gewinnen. So feiert auch im kleinen, täglichen Leben die Liebe ihre Triumphe. Ein sanftmütiger Hausvater, eine liebende Mutter, ein geduldiger Seelsorger, ein liebevoller Lehrer, ein verträglicher Nachbar, ein versöhnlicher Gegner, ein nachgiebiger Freund, sie alle können es an ihrem Teil erfahren, was der sanfte Menschensohn mit diesem Worte meint: „Die Sanftmütigen werden das Erdreich besitzen." Sie werden auch bestätigen, was der weise Salomo spricht: „Ein Geduldiger ist besser denn ein Starker, und der seines Mutes Herr ist, denn der Städte gewinnt."

Diese Sanftmut hat jedoch nichts gemein mit der Schwäche eines gutmütigen Herzens. Die rechte Sanftmut entschuldigt den Fehler, ohne ihn zu übersehen oder zu verkleinern, dagegen bringt sie die Schwachheit des Fleisches, die sie aus eigener, trauriger Erfahrung kennt, auch bei dem Nächsten mit in Anschlag. So handelt ja auch die Liebe Gottes mit uns. „Er läßt seine Sonne aufgehen über Gute und Böse und läßt regnen über Gerechte und Ungerechte." Er weiß ja, daß das harte Eis des Winters nicht durch den ersten Sonnenstrahl gebrochen wird, und daß die Genesung eines schwer erkrankten Menschen nur langsam und allmählich vonstatten gehen kann.

Wenn wir uns nun recht prüfen, dann erkennen wir unsere vielfache Uebertretung der heiligen Gebote Gottes. Wir bedürfen täglich seiner Geduld und tragenden Liebe, und wenn er mit uns ins Gericht gehen wollte, wir könnten nicht bestehen. Und doch sind wir oft so unnachsichtig gegen die Fehler anderer, so aufbrausend und abstoßend bei dem geringsten Aergernis, welches wir erfahren. Wir wollen Gott bitten, daß er diesen Geist der Lieblosigkeit und Härte in uns tilgen und mit seiner Milde und Güte uns erfüllen wolle, daß wir, in den Fußstapfen unsers Heilands pilgernd, die Irrenden gewinnen, die Fehlenden auf den Weg der Gerechtigkeit zurückführen, die Verbitterten und Verschlossenen seiner Barmherzigkeit näher bringen. Wir wollen gegen uns selbst streng und unnachsichtig sein, unser Innerstes erforschen und nichts übersehen, was uns von Gottes heiligen Geboten trennt, damit wir aus der Erkenntnis unserer eigenen Unzulänglichkeit die Fehler anderer leichter ertragen und überwinden lernen. Wir sehen ja so oft, wohin die Unnachsichtigkeit und Lieblosigkeit führt, wie sie den Frieden des Hauses und der Herzen trübt und verwirrt, die Menschen trennt und scheidet. Möchten wir immer mehr die Kraft gewinnen, daß wir durch Gütigkeit und Sanftmut das Band schlingen, welches uns in gegenseitigem Tragen und Helfen untereinander und mit unserem Heiland einigt.

Wie dürft ich wegen kleiner Schuld
Den schwachen Bruder hassen,
Da Gottes Langmut und Geduld
Mir große Schuld erlassen?
Nein, immer sei mein Herz bereit,
In wahrer Lieb und Einigkeit
Den Nächsten zu umfassen.

Was ist Religion?

„Was ist Religion?" fragte jemand achselzuckend. „Nach den Erfahrungen, die ich mit den Frommen gemacht habe, muß ich gestehen, daß mir die christliche Religion durchaus nicht imponiert."

„Denken Sie sich," war die Antwort, „wir besuchten in Rom einen Künstler und fragten ihn: „Was ist Malerei?" Würde er uns wohl zu irgendeinem Kleckser führen und auf dessen traurige Pfuscharbeit hinweisen, um uns einen Begriff von dieser Kunst zu geben? Nein, sondern er würde uns vor die Werke eines Raphael und anderer stellen und sagen: „Das ist Malerei."

„Sie haben einige Leute kennen gelernt, die sich für fromm ausgeben, ohne es wirklich zu sein, und nach diesen Zerrbildern beurteilen Sie die christliche Religion. Ist das gerecht? Verwerfen Sie etwa auch die Malerei, weil es mehr Stümper gibt als Künstler? Betrachten Sie doch die vielen Männer und Frauen, die durch das Evangelium zu einem Leben in rechtschaffener Heiligkeit und Gerechtigkeit gelangt sind. Auf solche Meisterwerke der göttlichen Gnade müssen Sie blicken, wenn Sie wissen wollen, was Religion ist."

* * * *

Ein Basuto-Häuptling in Südafrika sagte, als die Missionaren zu seinem Stamm kamen: „Eure Botschaft über Gott scheint mir gut zu sein; aber sie ist wie ein Ei, ich will erst warten, was herauskommt." Er wartete und beobachtete die Missionare, und schließlich kam er selbst zu ihnen; er hatte gesehen, daß die Folgen dieser Lehre gut waren, und er war nun überzeugt, daß diese Männer ihm nicht bloß eine Botschaft „über", sondern „von" Gott brachten.

Dr. Lüring von der Methodisten-Mission in Indien kam zu den Dajaken, den „Kopfabschneidern," denen es als höchste Ehre gilt, möglichst viel Menschen getötet zu haben. Als er nach einiger Zeit nach Singapore zurückberufen wurde, bat ihn der Häuptling, ihm doch einen Missionar zu senden. Dr. Lüring erwiderte: „Es scheint mir garnicht so, als ob ihr wirklich einen Missionar wollt; denn ihr seid meinen Worten nicht gefolgt. Bist du oder dein Volk christlich geworden?" Der Häuptling antwortete: „Herr, wir haben deine Predigt gehört, und weil wir kluge Leute sind, haben wir dein Leben beobachtet und wohl bemerkt, daß es mit deinen Worten genau übereinstimmt. Deshalb möchten wir alle Christen werden. Du hast uns den Mund wässerig gemacht, und nun ziehst du uns die Nahrung zurück und lässest uns allein. Willst du nicht einen Missionar senden?" — Kann man deine Religion auch sehen?

Die Gnade gibt nicht nur, sondern sie nimmt auch mancherlei!

Ich las einmal eine Geschichte von einem alten würtembergischen Stundenhalter namens Michel. Hin und her auf den Ortschaften hielt er Stunden. Aber dabei hatte er eine sehr böse Sache: er war sehr jähzornig und konnte sehr heftig werden.

Eines Sonntags, als er durch den Wald ging, um in einem Nachbarort Stunde zu halten, fing Gott an mit ihm darüber zu reden. Er erkannte, daß bei diesem Stundenhalten nicht viel herauskomme. Und der Grund sei, daß er so heftig und aufgeregt sei und so leicht zu schimpfen anfange.

An dem Nachmittag hielt Michel die Stunde nicht. Er blieb in dem Wald und bekannte seine Sünde. Und der Herr nahm ihm seinen jähzornigen Sinn, sein hitziges Temperament hinweg.

Als ein anderer kam Michel nach Hause. Gerade wie er auf den Hof kommt, tut der Knecht etwas, was Michel ihm oft verboten hat; aber Michel sieht ihn nur an und — schweigt. Ganz verdutzt sieht der Knecht ihm nach. Was ist das nur? Sonst schimpft er doch immer so, und heute schimpft er gar nicht! Was ist das nur?

Wie er in die Stube tritt, erschrickt die Magd, die ihn noch gar nicht erwartet

hatte, so bei seinem Anblick, daß sie die große Suppenschüssel fallen läßt, die sie in Händen hält, daß sie zerbricht. „O weh," denkt sie, „das wird aber etwas geben!" Aber Michel sagt nur: „Gelt, es ist dir leid um das gute Geschirr und die Suppe?" Die Magd weiß nicht, was sie sagen soll.

Auch die Frau ist ganz verwundert über das veränderte Wesen ihres Mannes, sie fragt ihn wiederholt: „Michel, fehlt dir etwas? Michel, bist du krank?" Aber er beteuert, er sei ganz gesund, es fehle ihm nichts.

Am andern Tage kommt der Nachbar Grobschmied und fragt die Frau, ob der Michel krank sei. Sonst höre er ihn immer schimpfen, und nun sei alles so unheimlich still. Darüber kommt Michel herein und sagt ihm, nein, er sei nicht krank; aber geschimpft werde jetzt nicht mehr in seinem Hause, das habe Gott ihm abgenommen.

„Michel," sagte darauf der Nachbar, „ich bitte dich um alles in der Welt, schimpfe doch wieder! Sieh, dein Stundenhalten habe ich nicht gefürchtet, aber dies unheimliche Stillsein kann ich nicht aushalten!"

Aber Michel blieb still, und der Grobschmied, der nun erst Respekt bekam vor der Kraft des Wortes Gottes, bekehrte sich und andere auch.

Da war etwas weggekommen und weggenommen durch die Gnade.

Ist's auch so bei dir? Ist da auch etwas weggenommen? Oder bist du noch derselbe wie früher?

Es hat nicht viel Zweck, von der Bekehrung zu sprechen, wenn man der Umgebung nicht die Bekehrung zeigt. Sie muß unsere Bekehrung sehen können, nicht bloß hören. Sie muß merken, daß das alte, eigne Wesen weggekommen ist, daß wir nicht mehr die alten Menschen sind, sondern neue Leute.

Ein Mann, ein Wort.

Es war ein regnerischer Abend. Stonewall Jackson war im Begriff, einen Freund, der eine Meile weit entfernt wohnte, aufzusuchen. Jemand fragte ihn: „Ist es denn absolut notwendig, daß du hingehst?" „Das gerade nicht!" entgegnete der General. „Warum wartest du denn nicht bis morgen, wenn es nicht absolut sein muß?" fragte sein Freund. „Nun, weißt du, heute morgen sagte ich dem Oberst—, daß ich morgen die Unterredung mit dem Kadeten — in der Baracke hätte. Jetzt ist mir aber eingefallen, daß ich sie nicht morgen, sondern erst Dienstag haben werde, und zwar auf dem Paradeplatz." „Ist das so wichtig, daß du bei einem solchen schlechten Wetter fortgehen mußt?" „Nein, es ist gar nicht so wichtig," erwiderte der General von Eisen und Stahl. „Nun, dann in aller Welt, warum willst du fortgehen, wenn es nicht wigtig ist?" sagte der Freund etwas vorwurfsvoll. Der General sah seinen Freund an und sagte zu ihm: „Nun, ich gehe einfach deshalb, weil ich einen Fehler gemacht habe, und er mir keine Ruhe läßt, bis ich ihn gut gemacht habe." Er ging fort, trotzdem es unaufhörlich regnete.

Der verdrießliche Bauer.

Verdrießlich und mürrisch ging ein Bauer über seine Felder. Er hatte gedacht, es werde heute regnen, denn dann wäre seine Saat recht in die Aehren geschossen. Statt dessen war es aber ein heller, schöner Tag geworden. „Der liebe Gott hätte es auch können anders einrichten," brummte er vor sich hin. Da begegnet ihm der alte Gymnasiallehrer aus der Stadt.

„Guten Tag, Herr Mattenhofer. Der liebe Gott hat uns heute schönes Wetter geschenkt; da habe ich gleich einen Spaziergang gemacht und erfreue mich nun an seinen Wunderwerken in der Natur." So sagte der gelehrte Herr freundlich und wandelte vergnügt weiter.

Ehe der Bauer heimging, machte er dem Windmüller noch einen Besuch. Aber auch dieser zog ein schiefes und langes Gesicht, weil sich kein Lüftchen regte und die Mühle wie eingefroren stillstand. „Wenn ich nur das Wetter machen könnte," dachte ärgerlich der Bauer und marschierte dem nahen See zu. Unterwegs begegnete er dem alten Fischer, der auch ein gar trübseliges Gesicht schnitt, weil kein Fischlein bei dem goldigen Sonnenschein anbeißen wollte. Als der Bauer wieder von dannen ging, trat ihm der kranke Bürgermeister aus dem Dorfe entgegen und sagte: „Na, Gott sei Dank, Nachbar, daß wir heute schönes Wetter haben, da kann ich meine kranken Glieder wieder einmal in der herrlichen Luft spazieren führen."

Mit kurzem Gruß und mürrisch hatte sich der Bauer abgewandt. — Da sah er am Ufer des Sees viele Leute ängstlich hin und her laufen. Es mußte etwas Außergewöhnliches geschehen sein. Und so war es auch. Man hatte ein kleines Boot ohne Segel und Ruder auf dem See treiben sehen. Die Schiffer hatten es heimgeholt und brachten es gerade ans Land, als der Bauer hinzugekommen war. Zwei erschöpfte Menschen lagen am Boden des gebrechlichen Nachens. Auf hoher See war das Ruder ihrer Hand entglitten— eine lange, bange Nacht mußten sie auf dem See umhertreiben bis sie endlich früh am folgenden Morgen vom Strand

---

aus bemerkt und gerettet wurden. Wäre Sturm und Regen gewesen, so hätten die beiden wohl ein nasses Grab in den Wellen gefunden.

Als der Bauer zusah, wie glücklich die beiden Geretteten waren und dem lieben Gott dankten, daß er das Wetter so still und schön gelassen—da fühlte er sich tief beschämt. Ja, der liebe Gott macht's doch am besten, dachte er bei sich; ich will meiner Lebtage nicht mehr gegen ihn murren.

Jedem kann's der liebe Gott nicht recht machen. Alle aber sollen bedenken und erkennen, daß das, was er tut, stets wohlgetan ist.

Ein Zeugnis über die Wahrheit der Bibel.

Nachfolgende Begebenheit, schreibt der „Wahrheitszeuge", spielte sich während der deutschen Offensive vor Verdun 1916 ab. Ein deutsches Bataillon war nach schweren Kämpfen wieder in Reservestellung zurückgezogen, doch standen die Soldaten noch unter dem Eindruck des vorn Erlebten. Ich stand in den Abendstunden mit mehreren Soldaten zusammen um ein kleines Feuer. Wir lauschten dem schweren Kanonendonner. Hinter uns standen unsere Zweiundvierziger aufgebaut. Da wird unwillkürlich die Frage aufgeworfen: „Wie denkt doch wohl Gott über einen solchen Krieg?" Die meisten finden bald die Antwort: „Es kann keinen Gott geben, denn dann könnte er solches nicht zulassen." So ging es auch hier. Ich antwortete ihnen, ich müßte mich noch immer wundern über Gottes Langmut und Geduld, da es noch immer nicht sichtbar würde, daß das deutsche Volk durch diesen schweren Krieg sich zu Gott kehre, sondern im Gegenteil erst recht offenbar würde, was in dem Menschen steckt. Und überhaupt hätte Jesus ja auch gesagt, daß eine Zeit kommen würde, wo wir von Kriegen und Kriegsgeschrei hören würden, und die Verheißungen und Drohungen der Bibel würden in Erfüllung gehen.

Hier rief mit einemmal einer dazwischen, den ich bis dahin nicht bemerkt hatte: „Ja, die Bibel ist wahr; denn das weiß ich von meiner Frau."

Ich wende mich nach dem Sprecher um und frage: „So, was hat denn deine Frau mit der Bibel zu tun?"

„O," sagte er, „ich hatte eine gläubige Frau, und oft hat sie mich in der Angst um meine Seele mit sich auf die Knie gezogen und hat Gott gebeten, mir einen andern Sinn und ein anderes Herz zu geben. Aber ich habe sie ausgelacht; denn ich war nach meiner Meinung doch ebenso gut wie meine Mitmenschen, und ich habe damit meiner lieben Frau viel Verdruß gemacht. Denn obwohl wir sonst in herzlicher Liebe verbunden waren, in diesen göttlichen Sachen blieb eine Kluft zwischen uns. Dann brach der Krieg aus. Zuerst nahm uns Gott während desselben ein liebes Kind. Ich aber blieb derselbe. Dann nahm mir Gott meine liebe Frau." Hier in Tränen ausbrechend, fuhr er fort: „Sie ist nun im Himmel und schaut, was sie geglaubt, aber mein Teil ist die Hölle, denn ich habe nicht auf die Lockungen des Herrn geachtet und habe die Warnungen meiner lieben Frau verlacht, aber die Bibel ist wahr; denn sie hat mir dieselbe vorgelebt! Früher habe ich es nicht geachtet, eine gläubige Frau zu haben, heute aber hätte ich gern eine, die meinen drei Kindern den Weg zum Himmel weist."

Vor diesen Tränen eines gebrochenen Sünders war mit einemmale aller Spott verschwunden, und einer nach dem andern verschwand, so daß ich bald nur noch mit ihm allein war. Ich durfte ihn dann noch hinweisen auf den, der gekommen ist, zu suchen und selig zu machen, was verloren ist, und ihm von meinen eigenen Erfahrungen mitteilen. Er aber bestand darauf, er hätte die Anrechte auf Erlösung verscherzt. Gott führe ihn zum Ziele, auch durch die Nacht! Uns aber als seinen Kindern schenkte er die Gnade, die Wahrheiten der heiligen Schrift mehr mit Taten als mit Worten zu beweisen!

H. Jelten. Der Freie Zeuge.

Die Wahrheit der Heiligen Schrift.

Die Bibel ist das geschriebene Wort von Gottes Heiligen und Propheten, von Gottes Aposteln und von Christus, der selbst das Wort ist. Für uns Menschen ist sie ein großer Schatz; alles, was darin geschrieben steht, ist Wahrheit. Sie nennt stets die Dinge mit ihrem richtigen Namen. Wenn wir darin recht zu lesen verständen, so würden wir nicht länger eine schlechte Person schön finden oder Stolz und Eitelkeit Ehrgefühl nennen oder Laster Ehrbarkeit oder Sünde Weltweisheit, sondern wir würden die Dinge mit den Namen bezeichnen, mit denen Christus diese nennt. Wir würden Christi Gedanken und seine Lehren nachzuahmen suchen, und statt Trost und Belehrung in den lügnerischen Meinungen und der trügerischen List der Welt zu suchen, würden wir unsern einzigen Rat, unsern einzigen Trost in den gesegneten Lehren, in den gnadenreichen Verheißungen der Bibel finden, die das Buch des Lebens ist. Auf die Heilige Schrift können wir uns unbedingt verlassen. Wir können sie lesen mit aufrichtigen Herzen und ihren Geboten gehorchen, wenn wir nur hungern und dürsten nach der Gerechtigkeit und wirklich wünschen, gute Menschen zu werden. Lesen

---

wir sie für uns selbst mit einfältigem Auge und einem reinen Herzen, das sich sehnt, Gottes Willen zu tun, so werden wir keine falschen Propheten brauchen, die unter dem Vorwand, uns die Bibel zu erklären, uns hinwegziehen von dem heiligen Glauben, auf den wir getauft wurden.

Und wenn ihr fragt, wie ihr die Geister prüfen könnt, wie ihr erfahren könnt, ob eure eigenen Gedanken, ob die Predigten, die ihr hört, die Bücher, die ihr lest, euch die göttliche Wahrheit verkünden, oder den Trug irgendeines Lügengeistes, so kann ich nur antworten: „Haltet euch an das Zeugnis der Bibel; sobald die Worte, die ihr hört, nicht mit ihr übereinstimmen, ist die Wahrheit nicht in ihnen." Aber wie kann man die Bibel verstehen? Denn der fleischliche Mensch versteht nichts von den göttlichen Dingen. Dem Fleischesmenschen, der nur dem Vergnügen nachgeht, der, wenn er die Bibel zur Hand nimmt, voller Eigendünkel ist, der aus der Bibel nur herausliest, was er gern hören möchte, ihm wird diese stets ein versiegeltes Buch bleiben, und er wird ihre Schriften verdrehen zu seinem Verderben. Schlagt die Bibel auf voller Demut, indem ihr Gott bittet, euch ihre Meinung klarzumachen, sie möge euch gefallen oder nicht; dann werdet ihr sie mit Segen lesen; der Herr wird eure Augen öffnen, daß ihr seine wunderbaren Gesetze versteht; er wird euch lehren, die Geister zu prüfen und zu erkennen, ob sie aus Gott sind. Die herrlichste Poesie finden wir in der Bibel.

Erzählung.

Thamar oder Die Zerstörung Jerusalems.

Fortsetzung.

Simri war in den zwanziger Jahren, eine mannhafte Gestalt mit ernster Stirne und blauen Augen, aus welchen Geist und Gefühl leuchteten. Er war der jüngste noch übrige Sohn aus einer Familie von acht Kindern, die bereits alle in die Ewigkeit gegangen waren, und wohnte auf der Höhe Akra, oder wie seit der Rückkehr aus der babylonischen Gefangenschaft häufiger gesagt wurde, in der Unterstadt bei seinen bejahrten und gebrechlichen Eltern, deren Unterhalt und Pflege ihm allein oblag. Er hatte mit allem Eifer die Arzneikunde studiert und nun bereits seit einigen Jahren durch seine Wissenschaft und Geschicklichkeit vielen Leidenden geholfen oder doch Linderung geschafft und es sich nie verdrießen lassen, seine Einnahmen, mochten sie groß oder klein sein, mit seinen Eltern zu teilen und diese in kranken Tagen sowohl als in gesunden treulich zu versorgen. Geld und Gut und irdische Vorteile waren es also nicht, was Thamar mit herzlicher Liebe zu ihm erfüllt hatte, sondern sein offenes, biederes, frommes Wesen, das sie von Tage zu Tage besser kennen lernte. Bei dem Vater Thamars hatte es freilich Simri manches wertvolle Geschenk, das ihm bei seinen geringen Mitteln schwer genug geworden war, und vielerlei niedrige Dienste, sowie seinen Eltern wiederholte geduldige Anfragen gekostet, bis der vornehme Mann sich endlich herbeiließ, die Hand seiner schönen Tochter dem jungen Arzte zuzusagen. Für Thamar war der prachtvolle Gürtel, den sie jetzt trug, eine Brautgabe des Verlobten.

Jetzt erst, als Thamar sich in scherzhaft drohender Stellung vor ihm aufgepflanzt hatte und eine Antwort erwartend lange in sein treuherziges Auge schaute, wurde sie gewahr, daß wieder ein tiefer Ernst auf seinem Gesichte lag. „Simri!" rief sie deswegen, indem auch sie auf einmal alle Heiterkeit verlor, „was ist dir? Bin ich deine Braut, wo ist denn dein Vertrauen zu mir? Warum schüttest du den Kummer, der schon längere Zeit an deinem Herzen nagt, nicht aus in meinen Busen? Heraus damit, ich ertrag' es nicht länger!" Und sie ergriff wie bittend seine beiden Hände, und die Zähren traten in ihre großen Augen.

„Unsere Stadt," hob Simri langsam an, „unser Volk, unser ganzes Land geht unaufhaltsam und rettungslos seinem Untergang entgegen. Wie sollte unser armes Volk mit seiner Handvoll Kriegern die Waffen gegen das ungeheure und unwiderstehliche Weltreich der Römer erheben dürfen! Es ist Wahnsinn! es ist Raserei der Verblendung!" „Aber," wandte Thamar ein, „ist das es, was dich quält? Ich verstehe nicht, wie das sein kann. Haben wir nicht den Sieg schon in Händen? Sind die römischen Heiden nicht bis auf den letzten Mann aus dem Lande gejagt? Ist nicht der Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs auf unserer Seite?" „Nein," gab Simri entschieden zur Antwort, „der Gott unserer Väter ist nicht mit uns. Der Herr ist von Jerusalem gewichen, und die Römer werden schrecklich wiederkehren." Thamars rote Lippen fingen an bleich zu werden, und Maria begann schweigend verwunderte Blicke auf Simri zu werfen.

„Seht doch nur die Zeichen an, die wie Sturmvögel das kommende Gericht verkündigen!" fuhr Simri noch ernster fort. „Die Tür am inneren Tempel, die ganz von Erz ist und so schwer, daß zwanzig Mann ihre Kraft ansetzen müssen, wenn sie abends geschlossen werden soll, und mit Schlagbäumen verwahrt und mit eisernen Riegeln, die tief in die Erde gehen, festgemacht ist, hat sich um Mitternacht ganz von selbst aufgetan: — Gott hat den entheiligten Tempel den Heiden preisgegeben. Bald nachher hat man Wagen und Reiter und Kriegsheere durch die Wolken schweben sehen: das sind die Legionen der Römer, die über uns kommen werden. Ueber unserer Stadt am Himmel hängt ein Komet, wie ein riesiges Schwert gestaltet: das ist das Racheschwert Gottes über Jerusalem. Und Josua, der Sohn eines Landmannes, fing am Laubhüttenfest vor mehreren Jahren plötzlich an zu schreien: ‚Eine Stimme vom Morgen, eine Stimme vom Abend, eine Stimme von allen vier Winden! Eine Stimme über Jerusalem und den Tempel, eine Stimme über Bräutigam und Braut, eine Stimme über das ganze Volk! Wehe! Wehe! Wehe!' Dies rief er mit unheimlich tönender Stimme in allen Straßen umhergehend Tag und Nacht, und hat noch heute nicht aufgehört, wie ihr selber wißt. Einige von den Vornehmsten unserer Stadt haben das schauerliche Geschrei dieses Unglückspropheten nicht gern gehört und ihn darum ergriffen, gescholten und gegeißelt. Aber er sagte kein Wort zu seinen Peinigern, noch bat er um Gnade, sondern rief unablässig Wehe! Wehe! über Jerusalem. Man mußte sich endlich gestehen, daß er von einer höheren Macht getrieben werde, und brachte ihn zum Statthalter. Da wurde er gegeißelt, bis die Knochen bloß lagen; allein keine Träne kam über seine Wangen und kein anderer Klageton über seine Lippen, als nur immer das entsetzliche: Wehe über alles Volk! Ist das nicht offenbar die warnende Stimme Gottes, der im Begriffe steht, seinen Zorn über die gottlose Stadt auszuschütten?" „Aber", warf Thamar ein, „warum sollen das Zeichen des nahenden Verderbens über uns sein, warum nicht vielmehr Unglück verkündigende Zeichen für unsere Feinde?" „Es ist nur zu klar und gewiß," gab Simri zur Antwort. „Seht nur die Christen an. Sie sind in diesen Tagen wie ein Mann daran, ihre wenigen Habseligkeiten zusammen zu packen und in Haufen die Stadt zu verlassen, um, einer erhaltenen Offenbarung gemäß, jenseits des Jordans zu entfliehen, wo sie einen sicheren Bergungsort vor dem kommenden Gerichte finden sollen. Ihr Messias Jesus hat ihnen schon in den Tagen seines Wandels auf Erden zuvorgesagt, daß ein großer Zorn über dies Volk kommen und eine solche Trübsal über Jerusalem hereinbrechen werde, als nicht gewesen ist von Anfang der Welt bisher und als auch nicht werden wird, daß wir durch die Schärfe des Schwertes fallen und gefangen geführt werden würden unter alle Völker und Jerusalem von den Heiden würde zertreten werden, ja selbst vom Tempel des Herrn nicht ein Stein auf dem andern bleiben würde, der nicht zerbrochen werde. Wenn aber dieses Unheil nahe, so sollten sie aus Judäa fliehen, und das ist es, was die Christen, Männer, Weiber und Kinder, tun. Die Zeit des Gerichts ist da." „Dem Gotte unsrer Väter sei Dank", brach jetzt Maria heraus, „daß diese galiläische Pest endlich aus der heiligen Stadt herauskommt! Die gotteslästerliche Sekte der Christen, das war die Eiterbeule, die Gottes Zorn über uns gereizt hat." Ihre Augen blitzten und ihre Wangen glühten vor Erregung. Simri sah sie einen Augenblick an voll Erstaunen über den heftigen Ausbruch ihres Christenhasses. Dann wandte er sich ruhig zu Thamar und sagte in fast bittendem Tone: „Wollen

wir, meine herzgeliebte Braut, nicht mit den Christen fliehen?" „Was!" sagte Maria gedehnt und verwirrt, während Thamar stumm ihren Verlobten anschaute mit einem Blicke, der offenbar zeigte, daß sie nicht wußte, was sie zu dieser Frage sagen oder davon denken solle. „Du kannst doch unmöglich im Ernste so reden, Simri!" sagte sie endlich zögernd. „Es ist mein voller Ernst!" erwiderte dieser und der ganze Ausdruck seines etwas bleich gewordenen Angesichts bestätigte nur zu deutlich seine Worte. „Denn wisse es, Thamar, — und er ergriff warm ihre beiden Hände — ich bin in der letzten Zeit — ein Christ geworden." „Ein Christ!" stieß Maria heraus auf die Füße springend, während ihr Säugling vom Schlafe erwachte und unbeachtet zu schreien begann. „Ein Christ!" murmelte Thamar erblassend. Sie suchte ihre Hände aus den seinigen loszuwinden und wich etwas zurück, als erfasse sie jetzt ein unheimlicher Schrecken vor ihm. In diesem Augenblick klopfte es an der Tür und ein Bote verkündigte Simri, daß sein Vater plötzlich zum Sterben erkrankt sei. Simri verabschiedete sich von seiner halb widerstrebenden Braut, die sich noch gar nicht fassen konnte, und sagte: „Ich komme wieder!" Damit eilte er fort, dem Boten nach.

Fortsetzung folgt.

